

Y

Nº 13

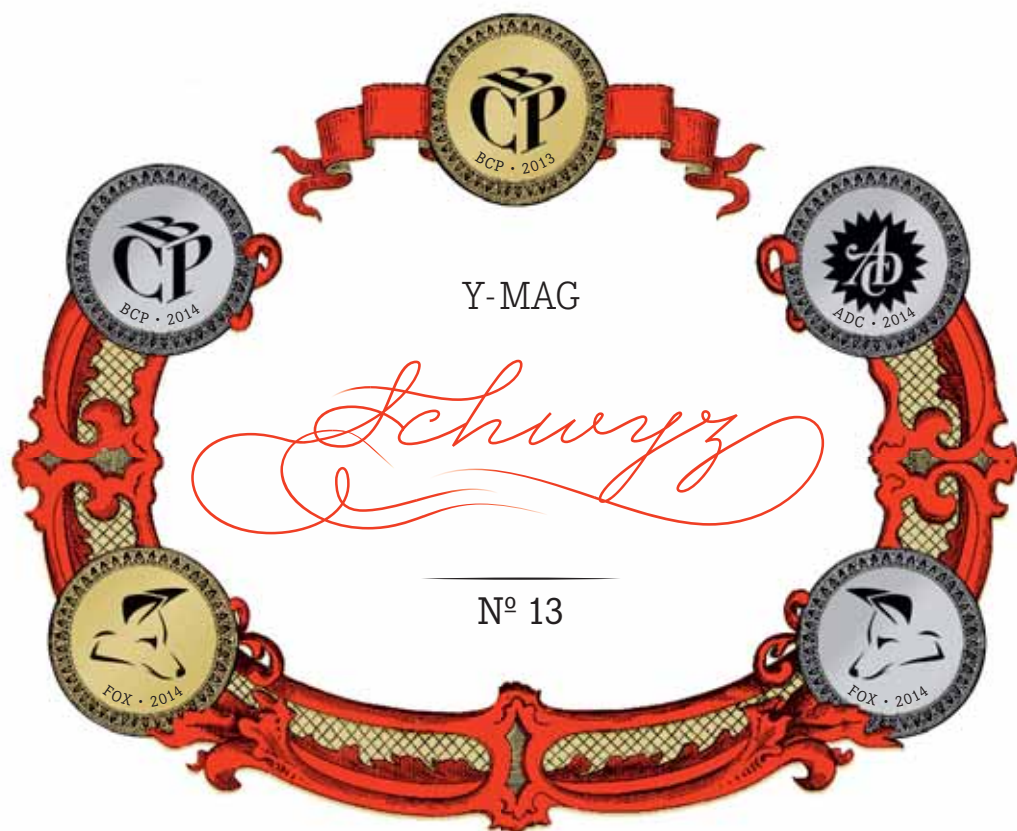
BEST OF CORPORATE
PUBLISHING AWARD
2013 IN GOLD

BEST OF CORPORATE
PUBLISHING AWARD
2014 IN SILBER

ADC WETTBEWERB
2014 IN SILBER

FOX AWARD
2014 IN GOLD

FOX AWARD
2014 IN SILBER



Y-MAG

Schweyz

Nº 13



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

alls es noch jemanden geben sollte,
dem nicht klar ist, dass der Kanton
Schwyz ein besonderes Fleckchen
Erde ist, auf dem bemerkenswerte Men-
schen leben, der möge sich in aller Ruhe
diese Ausgabe zu Gemüte führen.

Denn darin erfährt man das weit
gefasste Koordinatensystem dessen, was
im Kanton Schwyz alles möglich ist.

Die X-Achse – *Sie erinnern sich an
den Mathematik-Unterricht in der Schule?*

– reicht vom Erbauer atemberaubender Luxusmotor-
boote der Edelholzklasse Claudio Pedrazzini bis zu
Minenräumfahrzeugen, die all überall in den Krisen-
gebieten unserer Welt die gefährlichen Todesbringer
aufspüren und unschädlich machen – dank MineWolf
Systems.

Die Y-Achse des Koordinatensystems spannt
sich vom legendären Grafiker Nik Oswald bis zur
Mundart-Dichterin Margrith Bohren-Gössli.

Die Z-Achse geht vom weltweit aktiven Erbauer
hochspezifischer Gasveredelungsanlagen PROMAN
bis zum Erbauer von Bühnen für die grossen und
edlen Marken dieser Welt – Andy Böckli.

Und wenn es eine vierte Achse geben kann –
Schwyz hat schliesslich viele Dimensionen – so reicht
sie vom High-Tech-Unternehmen der Swissness-Super-
klasse VERWO bis zum Physik-Professor namens Bru-
no Reihl, der zum Solar-Unternehmer geworden ist.

All das – und noch viel mehr – gibt es zwischen
Zürichsee, Zugersee und Vierwaldstättersee.

Apropos: Am See der vier Waldstätten hat der
moderne Schweiz-Tourismus seine Wurzeln. Eine



Andreas Lukoschik

Tatsache, die nur wenigen bewusst ist.
Und weil sich der Beginn dieses moder-
nen Tourismus 2015 zum 200sten Male
jährt, wird heuer „200 Jahre Tourismus
in der Zentralschweiz“ gefeiert.

Wer sich übrigens beim Durchblät-
tern fragt, warum die Porträtierten in
dieser Ausgabe „platt wie eine Briefmar-
ke“ sind, dem sei zu bedenken gegeben,
dass die Schweizer Post eine Sonder-
marke „700 Jahre Schlacht am Morgar-
ten“ herausgegeben hat. Sie haben wir

als Vorbild dafür genom-
men, die Gesprächspart-
ner dieser Ausgabe zu
Briefmarken werden zu
lassen. Wobei wir nur das
Thema „Brief“ hinzuge-
fügt haben. Marken sind
sie nämlich ohnehin alle.



Zum Schluss noch ein kleiner Buchtipp für alle,
die vor einem Jahr bei der Vereidigung der Schwei-
zergardisten dabei waren: Es gibt jetzt einen Foto-
band über das Leben der Gardisten. Die Bilder werfen
faszinierende Blicke hinter die geheimnisvollen

Mauern des Vatikans und er-
zählen von Pflichtbewusstsein,
Disziplin und Zusammenhalt
der Gardisten.

Oliver Sittl
„Schweizergarde“
Edition NZN bei TVZ
39.90 Fr.



Wir wünschen allen Lesern
eine angenehme Lektüre. 🍷

INHALT

SCHWYZ

10 Der Grundsetzliche

Nik Oswald und der klare Blick fürs Wort

16 Die Innerschweizer waren die Ersten!

200 Jahre Tourismus in der Schweiz

22 Hirniggle

Die Urform des Hornussens

26 Kantonesisches

Dieses Mal „trabantnä“

MORGARTEN

30 Was haben die Jungen eigentlich von der Schlacht am Morgarten?

HÖFE

38 Die Tür zum Glück geht nach aussen auf

Daniel Eggenberger kann das nur bestätigen

42 „100 years strictly handcrafted in Switzerland!“

Claudio Pedrazzini's Boote machen den Sommer schöner

48 Der Abräumer

Philipp von Michaelis bewegt sich sicher auf vermintem Gelände

54 Weiterdenken ernst gemacht

Der Solaranlagenunternehmer Dr. Bruno Reihl

KÜSSNACHT

60 Die Mundart-istin

Geschichten, die sich hören lassen können

MARCH

66 Der Bühnenbildner der Zaubervelt

Wie ein Schwyzer den grossen Marken Bühnen baut

72 Der Lachner an sich

Versuch einer Charakterisierung

76 Der Qualitäts VERWOehner

Bruno Vogelsang und die Swissness

EINSIEDELN

84 150 Jahre Meinrad Lienert



WER MEHR ÜBER DEN
KANTON ERFAHREN MÖCHTE,
BEKOMMT ES HIER:

Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz



IMP RES SUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Nik Oswald, Jost Huwyler, Hans Steinegger, Nathalie Henseler, Daniel Eggenberger, Claudio Pedrazzini, Philipp von Michaelis, Dr. Bruno Reihl, Andreas Böckli, Bruno Vogelsang, Kaspar Michel, Margrith Bohren-Gössi, Karl Hensler, Dr. Marco Sigg, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi sowie Gaby Batlogg

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seibler

FOTOS: Stefan Zürcher

ILLUSTRATIONEN: Bruno Muff (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5

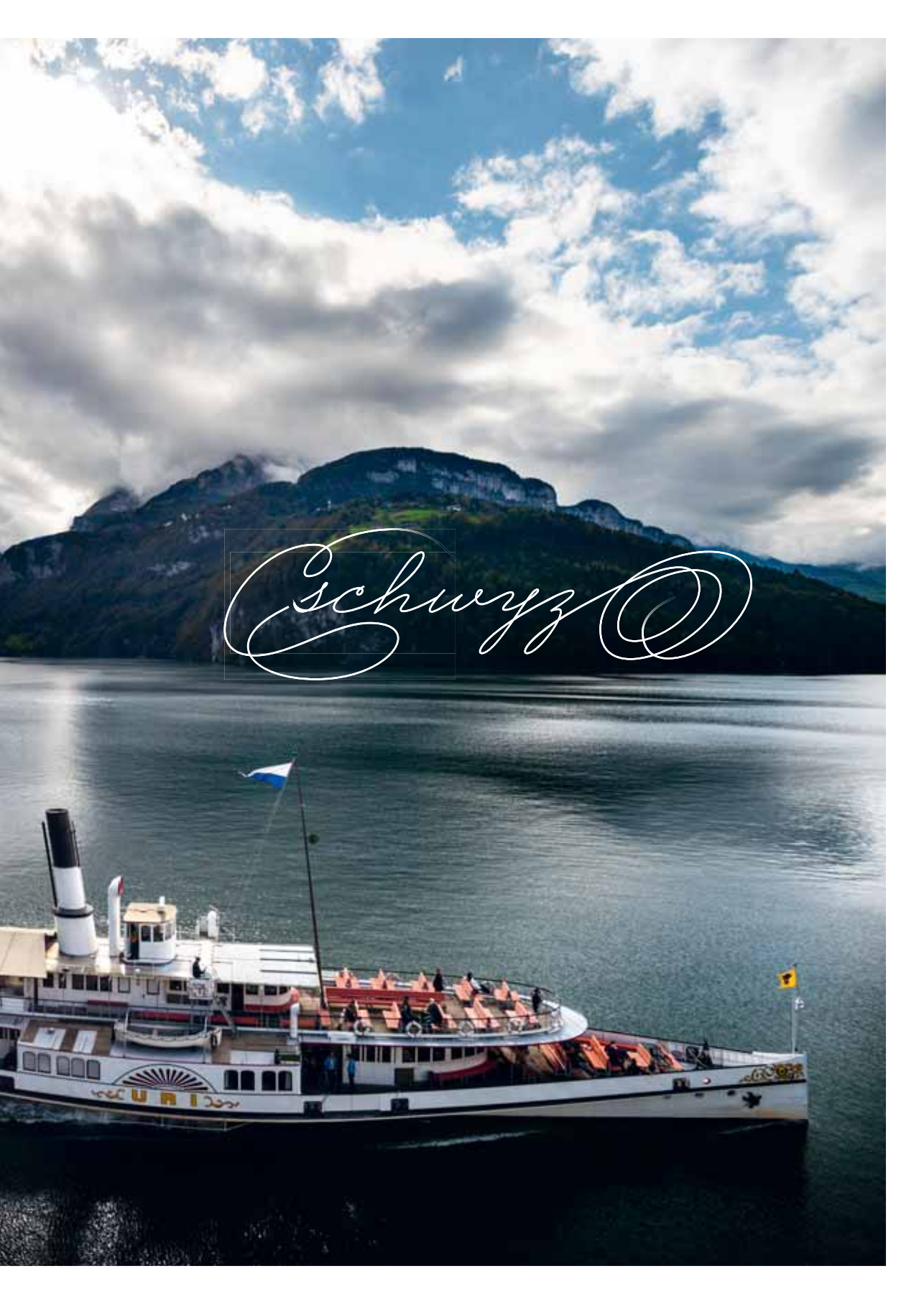
ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



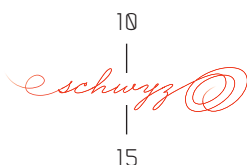


*Blick von Brunnen
Richtung Urner See -
mit der Rütliwiese
FOTO: Stefan Zürrer*



Echuryz

DER GRUND- SETZ- LICHE



DAS GUT GESETZTE WORT
BRAUCHT EINE SICHERE HAND
UND EINEN KLAREN BLICK.
NIK OSWALD HAT BEIDES.
UND MEHR.

von Andreas Lukoschik

Im Prinzip ist es stets angenehm, wenn ein Zeitgenosse den Ball flach hält, solange er über sich und seine Leistungen spricht. Doch Nik Oswald untertreibt massiv, wenn er sich „Gebrauchsgrafiker“ nennt. Okay, es stimmt: er ist ein Mann der selbst nach Lösungen sucht, statt das an Angestellte zu delegieren. Aber ein Mann, mit seinen Fähigkeiten würde in einer Agentur ohne Zweifel Creative Director genannt, weil er höchst kreativ nach optischen Lösungen sucht. Und – sie findet.

Ein Beispiel: Die Pfarrei St. Martin in Schwyz wollte sich eine neue Fahne geben. Keine im Retro-Look, sondern eine zeitgenössische. Also setzte sich Nik Oswald hin und dachte darüber nach, wie er das übersichtliche Budget der Gemeinde in ein Fahnentuch weben könne. Das sollte optisch umsetzen, was ihm eingefallen war, und dabei seinen hohen Qualitätsansprüchen sowohl formal als auch inhaltlich genügen.

Der Grund

Wie findet er solche Lösungen?

„Ich brauche immer eine grundsätzlich inhaltliche Idee für meine Arbeiten, eine Basis, die oft aus einem Text oder einem Claim besteht. Bei der Fahne war es der Name der Pfarrkirche `St. Martin`. Ihn wollte ich nicht auf das Tuch *schreiben*, sondern durch die Fahne selbst ausdrücken.

Der Heilige Martin hat – der Sage nach – seinen Mantel mit dem Schwert geteilt, um die eine Hälfte einem Bettler als Schutz gegen die Kälte zu geben. So kam ich auf die Lösung: Auf den roten Stoff habe ich den Faltenwurf des Mantels drucken lassen und am oberen Ende einen Keil herausgeschnitten – wie von einem Schwerthieb geteilt.“

So sehen elegante Lösungen aus.

Eine andere fand er – ebenfalls für einen klerikalen Auftraggeber, nämlich das Kloster Einsiedeln –, als der damalige Abt Martin Werlen ein Bild suchte, um seine Veranstaltungsreihe „Mit der Kirche im Clinch“ zu kommunizieren. Nik Oswalds Lösung: Er legte mit einem Rosenkranz die Umrisse eines Boxhandschuhs.

OSWALD 11



OSWALD 11

So etwas bekommt normalerweise Auszeichnungen und Preise bei Kreativwettbewerben. An solchen Veranstaltungen nimmt Nik Oswald indes nicht mehr teil. Aus Überzeugung. Weil er – wie gesagt – den Ball gern flach hält. Zu flach, wie der Autor dieser Zeilen findet. Andererseits gibt diese Haltung Journalisten die Möglichkeit zu Entdeckungen.

Erlernt hat Oswald sein Handwerkszeug an der damaligen „Schule für Gestaltung Luzern“. Aber prägend war die Arbeit für ihn bei der legendären Top-Kreativen-Schmiede – der Agentur GGK in Basel, New York, Düsseldorf, Paris und Zürich.

„Dort habe ich gelernt, Text und Bild zu einer Einheit zusammenzuschmieden, ohne den Text nur zu bebildern. Oder ein Bild mit Text zu überfrachten.“

Dabei ist die Kunst, eine Gestaltung zu finden, in der nicht Text plus Bild wie $1 + 1 = 2$ ist, sondern 3 oder vielleicht sogar 4. Eine Fähigkeit, die er verblüffend lässig beherrscht.

Setzen

Die wird ergänzt von dem Talent, Schrift so setzen zu können, dass sie ins Auge fällt. Nicht durch lautes Geschrei und grelle Farben springen seine Arbeiten ins Auge (wo bei wir alle wissen, dass so etwas auch leicht ins Auge gehen kann). Nein, seine Arbeiten fließen wassergleich ins Bewusstsein. Mit der Harmonie ihrer Gestalt passieren sie unbeeindruckt das Getöse, das andere veranstalten, perlen auf die Netzhaut und gleiten von dort ins Hirn, wo sie ein leises, aber nachhaltiges „Aha!“ auslösen.



Oder ein „Ach was!“. Oder „Ist ja interessant“. Je nachdem, was Oswalds Aufgabe ist.

So etwas konnten und können nur wenige. Heute ist diese Fähigkeit sogar noch rarer als je zuvor. Das liegt daran, dass der Wettbewerb, wessen Einfälle und Arbeiten am lautesten, buntesten und schrillsten blinkend ins Auge springen, die Produzenten leiser Töne verdrängt.

Doch ändert sich das. Nicht zuletzt deshalb, weil die Zielgruppe „50plus“ in jüngster Zeit immer grösser wird. Die hat eine gute Bildung genossen, erinnert sich gern an den Look alter Kampagnen und zieht leise Kommunikation grellem Getöse vor.

Angesichts dieses Talentes wundert es nicht, dass auch freie Arbeiten zu den Erfolgen des Nik Oswald gehören. Etwa aufwändig produzierte Siebdrucke, die ein Hauch von Andy Warhol umwehen und dennoch ganz eigenständig sind. Wie auch die genial anmutende Umsetzung des Wortes MITTE in eine dreidimensionale Plastik.

Lichten

Es begab sich bei der GKG Basel, dass sein Chef sich eines Tages Nik Oswald gegenüber offenbarte und ihm gestand, dass er eigentlich viel lieber Bücher schreiben würde, als Werbung zu machen. Dieser Chef hiess – damals wie heute – Martin Suter und ist inzwischen einer der Starautoren der Schweiz. Nik Oswald war vermutlich einer der Ersten, dem Suter diese geheime Sehnsucht anvertraute.

Das wundert keinen, der Nik Oswald kennt. Denn der hat nicht nur ein fantastisches Auge und ein geniales Händchen für Schrift und Bild, sondern auch ein offenes Ohr, mit dem er lauscht, wenn andere von sich erzählen.

Deren Bereitschaft dazu hat sicherlich auch damit etwas zu tun, dass Nik Oswald selbst bereit ist, höchst amüsant herrliche Schnurren von sich zu geben. Eine solche Schnurre hat sogar Einzug in die Festschrift „130 Jahre Hochschule Luzern Design und Kunst“ gehalten. Allerdings ist sie für den Mann, der den Ball gerne flach hält,

viel zu übertrieben dargestellt. Deshalb hier *seine* Version.

Es war zur Studienzeit, als er mit seiner Grafikklasse eine Reise nach Florenz zu den Kultstätten der Renaissance unternahm.

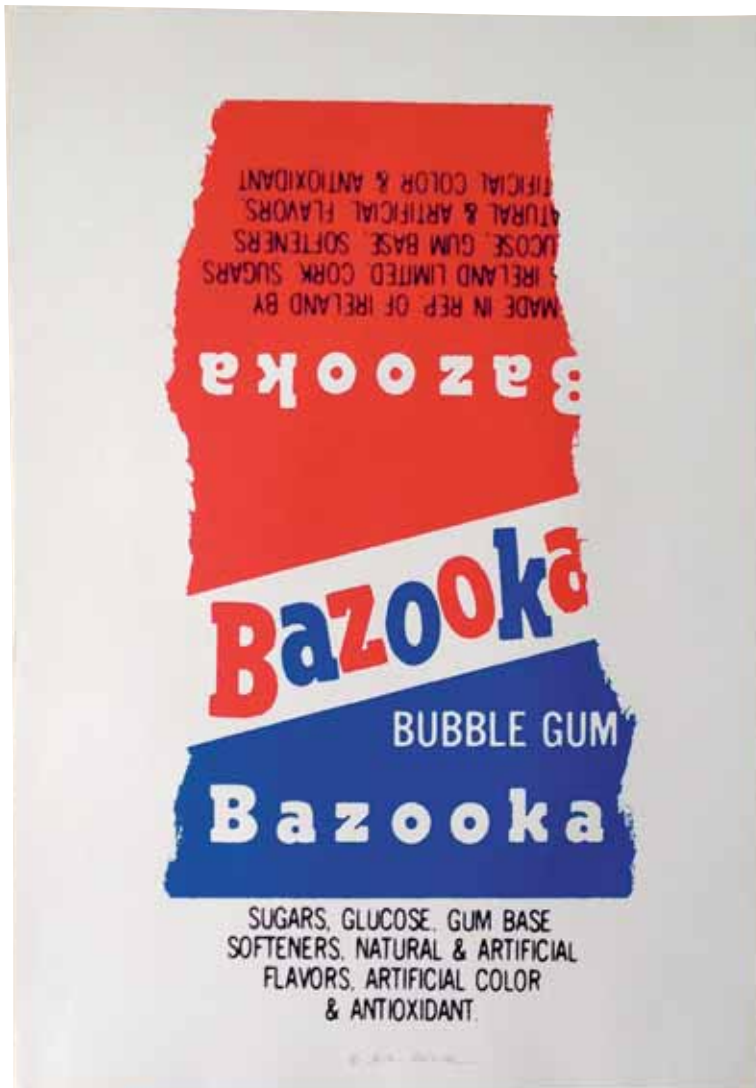
Am Morgen nach der dritten Übernachtung in Bologna verliess der junge Nik das Hotel mit einem Fotoapparat bewaffnet, um einer Leidenschaft zu frönen, die ihn schon als Jungen umgetrieben hatte und aus der er eine Semesterarbeit zu machen gedachte: Eisenbahnen. Also ging er in die Instandsetzungshalle des Bologneser Bahnhofs, um dort die herrliche Architektur und die alten Maschinen zu fotografieren. Er dachte sich nichts Arges dabei, zumal ihn niemand aufhielt.

„Ich habe da ohne jede Behinderung fotografieren können, obwohl es in Italien zu dieser Zeit absolut verboten war, auf Bahnhöfen zu fotografieren. Aber niemand störte sich an mir. Während ich also fotografierte, entdeckte ich ausserhalb der Halle alte Dampflokomotiven. Die musste ich unbedingt auch noch haben. Also stiefelte ich dorthin. Ich weiss nicht mehr, wie ich auf die hirnerkrankte Idee kam, über 12 bis 16 Gleise zu gehen, über die auch internationale Schnellzüge brausten.

Na, auf jeden Fall marschierte ich zu den Lokomotiven. Auf dem Weg über die Gleise sah ich ein paar Arbeiter beim Znüni sitzen und dachte mir noch, warum schauen die mich so komisch an? Als ich im gleichen Moment den Lauf einer Maschinenpistole im Rücken spürte. Ich kannte dieses Gefühl vom Militär. Ich hob sofort die Hände, drehte mich um und sah sechs Carabinieri hinter mir – die Waffen im Anschlag. Mir rutschte das Herz fast in die Hose.

Kurz und gut, ich wurde verhaftet, in einen entsetzlich klapprigen Fiat geschoben und in ein Militärgefängnis gebracht! Ein Militärgefängnis! Und zwar richtig hinter Gitter. Ich braves Schweizerlein! Ich stand regelrecht unter Schock und kam mir vor wie in einem schlechten Nouvelle Vague Film – wenn ich nicht so viel Bammel gehabt hätte.

Kurze Zeit später wurde ich dem Vernehmungsoffizier vorgeführt. Der hatte nicht



nur fettige Haare, sondern auch fettige Finger. So als ob er gerade irgendeine von Fett triefende Pizza gegessen hätte. Er schaute mich sehr streng an, redete auf mich ein – und merkte, dass ich kein Wort Italienisch verstand. Also liess er einen Dolmetscher kommen, der dummerweise nur leidlich deutsch sprach. Dem erzählte ich zwar, was geschehen war, aber irgendwie brachte er das nicht richtig rüber.

Mit misstrauischem Blick fragte mich der Offizier nun nach meinem Pass. Dummerweise hatte ich den im Hotel liegen gelassen, als ich früh am Morgen aufgebrochen war. Das machte die Sache natürlich nicht besser. Gleichzeitig wurde mir klar, dass der Zug mit meiner Klasse bald nach Florenz abfahren würde. Allmählich hob die Schlange der Panik ihr Haupt.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich bat um Papier und Bleistift – und zeichnete einen Comic. Mit meinem Hotel, der Zimmertür im ersten Stock inklusive der Nummer, dem Bad mit dem Schränkchen über dem Lavabo und dem Reisenecessaire darin. Das italienische Wort für 'braun' wusste ich. Also schrieb ich daneben 'bruno', und zeichnete wie der 'Passaporto' – 'rosso', 'Svizzera' – aus diesem Täschchen schaute.

Da merkte ich, wie den Carabinieri ein Licht aufging. Und erste Zeichen der Entspannung machten sich bei ihnen bemerkbar. Das konnte ich inzwischen auch ganz gut brauchen.

Der Vernehmungsoffizier rief also im Hotel an, der Inhaber persönlich sprintete in mein Zimmer, fand den Ausweis und war rasend schnell damit im Militärgefängnis. Jetzt sah der Offizier den Schweizer Pass und dass alles seine Ordnung hatte. Die Sache war damit geklärt.

Die Carabinieri verabschiedeten sich mit Handschlag von mir und der Hotelier schob mich hinaus. Vor die Tür. Zu seinem Auto – einem knallroten Ferrari. Deswegen war er so schnell da gewesen.

Klug wie der Mann war, hatte er mein Gepäck aus dem Hotel bereits mitgenommen. Jetzt schoss er mit mir durch Bologna, damit ich noch rechtzeitig meinen Zug erreichte. Der stand auch schon auf dem Perron. Ich also rein, Tür zu – und musste mich erst mal setzen. Denn plötzlich rauschte das Adrenalin aus meinen Adern und ich war unendlich müde. Ich bin tatsächlich kurz eingeschlafen, ehe ich meinen Kommilitonen die ganze Story erzählen konnte. Tja, so war das damals,“ sagt er und lacht über das ganze Gesicht.

Wie wir inzwischen wissen, passierte ein Jahr später das grosse Bombenattentat auf dem Bahnhof von Bologna mit 85 Toten. Die Carabinieri waren anscheinend grundsätzlich auf so etwas vorbereitet gewesen – hatten aber im entscheidenden Augenblick die wirklichen Zeichen übersehen.

Zeichen zu übersehen könnte Nik Oswald niemals passieren. Na ja, vielleicht das eine oder andere Verbotsschild. Aber diese Haltung fördert das Finden von Lösungen. Denn die Gedanken sind frei.

Seine sowieso. 🍷





DIE INNER- SCHWEIZER WAREN DIE ERSTEN!



200 JAHRE TOURISMUS
IN DER SCHWEIZ

von Andreas Lukoschik

16
|
eschwyz
|
21

Der moderne See- und Bergtourismus in der Schweiz hat seinen Ursprung am Vierwaldstättersee. Das muss einmal gesagt werden dürfen.

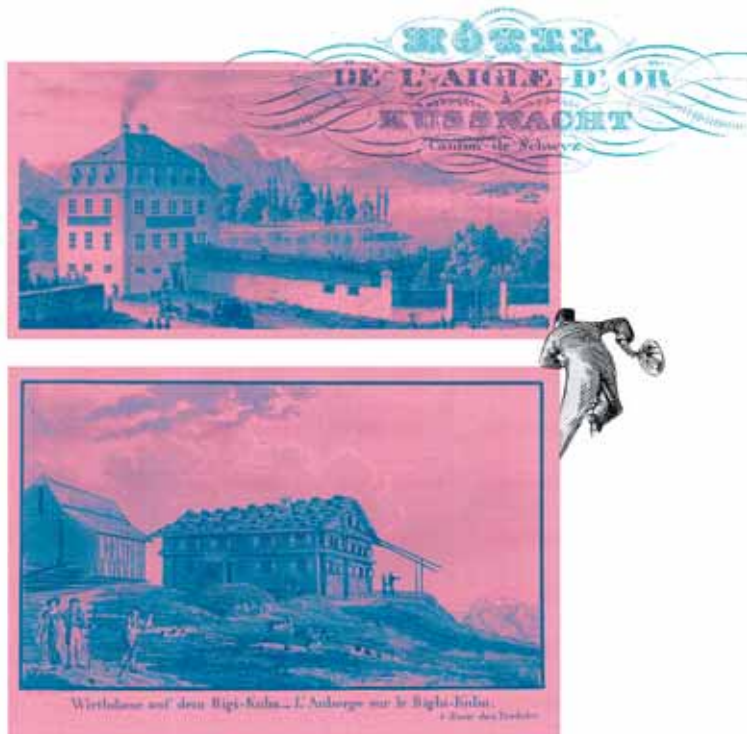
Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war die Region eine armselige, bäuerlich geprägte Gegend mit viel Geschichte. Sie diente vor allem als Durchreiseland für junge Adlige bei ihrer „Grand Tour“ durch Europa. So ist auch Goethes Reise durch diese Region einzuordnen. Von der „Grand Tour“ leitet sich, nebenbei bemerkt, der heutige Begriff „Tourismus“ ab.

Dennoch wurde in in jenen Tagen die Saat für die spätere Reise- lust der Eliten in die Schweiz gesät. Denn Jean-Jacques Rousseaus Roman „Julie oder die neue Héloïse“ von 1761, Goethes Besuch auf der Rigi 1775 und Hölderlins schwärmerisches Gedicht über Schwyz „an meinen lieben Hiller“ von 1796 (*Y Mag 8, S.16 ff*) liessen die Zentralschweiz immer mehr als Hort freier Eidgenossen erscheinen, als eine Region, in der das Ideal von Freiheit und Selbstbestimmung regierte – ohne herrschende Kaiser und Könige.

Als im Jahr 1815 die napoleonischen Kriege ausklangen, entstanden an diesem „Hort der Freiheit“ die ersten Bauwerke des modernen Tourismus – das Seehotel „Goldener Adler“ in Küsnacht (heute das Rathaus des Ortes) und auf der Rigi das Berggasthaus Rigi-Kulm. Sie waren der Anfang, aus dem heraus sich die Zentralschweiz zu einer „Must“-Destination der europäischen Eliten entwickelte. Dreh- und Angelpunkt war dabei die Rigi.

Die Rigi

„Ein Ausflug auf die Rigi mit einer Bergübernachtung und dem Miterleben des Sonnenaufgangs, begleitet von Alphornklängen mit Blick auf die idyllische Berg- und Seen- landschaft der Zentralschweiz, war oft das erste Reiseziel der natur- und geschichtsbegeisterten Schweiz-



reisenden des 18. und 19. Jahrhunderts. Von hier aus konnten sie auf bequeme Weise und aus sicherer Distanz die schneebedeckten Hochalpen bewundern, denen noch immer eine unnahbare und gefährliche Aura anhaftete. Was die Reisenden auf der Rigi erlebten, trug viel zur Entstehung des touristischen Schweizbildes und zur Aussenwahrnehmung der Schweiz bei.“

So beschreibt es die Historikerin Erika Flückiger vom Zentrum für Verkehrsgeschichte der Universität Bern. Der Naturbegeisterung folgte die Faszination für ingenieurstechnische Meisterleistungen im Strassen- und im Bergbahnbau, ergänzt durch die Reize der Dampfschiffahrt auf dem Vierwaldstättersee. Durch sie konnte der gebildete Reisende bequem zu den Stätten von Schillers „Wilhelm Tell“ – wie Rütliwiese und Tellskapelle – gelangen. Diese komfortable Art, Land und Leute kennenzulernen, war ein wichtiges Kriterium für den Erfolg des damaligen Tourismus.

Der entscheidende Punkt aber war die „professionelle Gastfreundschaft der Hoteliers und ihrer Familien“, so Erika Flückiger weiter. „Sie scheuten keine Mühen, um ihren Gästen das Beste und Neueste an technischer Infrastruktur, Komfort und Vergnügungen zu bieten. So entwickelte sich das Angebot der Schweizer Grandhotels weltweit zum Vorbild.“ Und zwar für die Hotellerie schlechthin.

Das Thema ist Gastfreundschaft

Dieser Schweizer Urkompetenz eingedenk haben die Organisatoren des diesjährigen Jubiläums „200 Jahre Tourismus in der Zentralschweiz“ das Thema „Gastfreundschaft“ auf ihren Schild gehoben und das „Gästival“ ins Leben gerufen. Das ist ein Begriff, den es – überraschend genug – bisher noch nicht gab. Hier soll sowohl der Gast selbst als auch *mit* dem Gast gefeiert werden. Bei einem reichhaltigen Programm vom Frühling bis in den goldenen Oktober hinein.

Ein solcher Anlass braucht natürlich ein weithin sichtbares Symbol. Nicht so etwas Banales wie die 16 Meter hohe gelbe Quietsche-Ente aus Gummi des holländischen Künstlers Florentijn Hofmann, mit der Hongkong und Sydney letztes Jahr ihre Häfen schmückten. Nein, das Symbol des „Gästivals“ muss mehr sein als ein netter, hübscher oder witziger Anblick. Begehrbar soll es sein, schwimmen soll es können und vor allem das Thema „Gastfreundschaft“ verkörpern. Was liegt also näher, als jenes Objekt zum Symbol des Gästivals zu erheben, das jedermann mitbringt, wenn er irgendwo eingeladen ist – eine Blume. Rot wie eine Rose und schwimmend wie eine Seerose.

Weil am Vierwaldstättersee der Föhn gerne mit Saus und Braus zu Gast ist, wurde die Seerose nach den strengen Vorschriften der Schifffahrt gebaut. Aus Stahl. So bleibt sie garantiert *auf* dem Wasser – und lässt auf eine nachhaltige Nutzung hoffen. Denn die geöffnete Seerose bietet nicht nur Platz für eine überdachte Bar – in der die Gäste auf dem Wasser sitzend Kaltgetränke ihrer Wahl zu sich nehmen können –, sondern sie hat Platz für 500 Zuschauer, die um eine Bühne herum sitzen, auf der ein vielfältiges Programm geboten werden soll. Von Kabarettaufführungen bis zu Vorträgen.

Ein weiteres Merkmal der Seerose: Sie ist stiellos – und damit mobil. So wird sie nicht an einem einzigen Ort liegen, sondern wird an verschiedenen Plätzen vor Anker gehen. Von Luzern über Stansstad und Brunnen, Alpnachstad und Flüelen bis nach Vitznau geht ihre Reise. So macht sie in jedem der fünf teilnehmenden Kantone Halt.

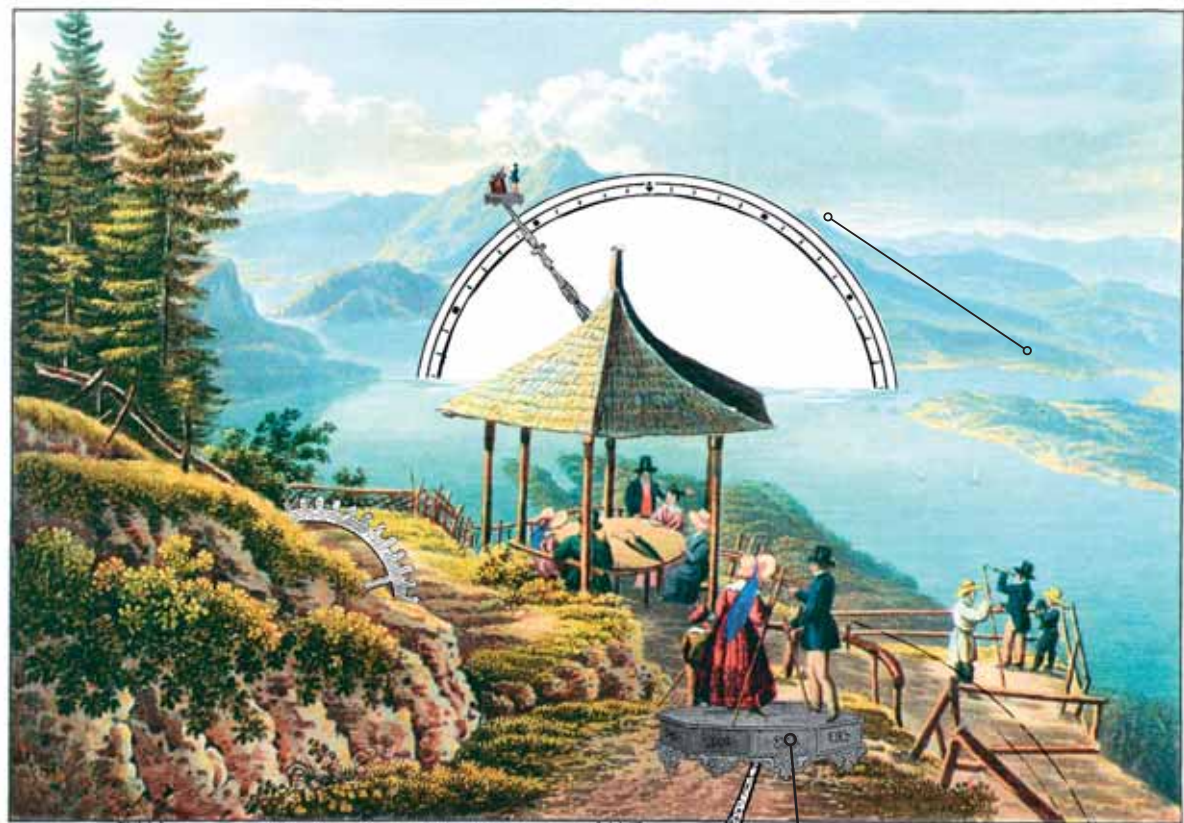
Dort wird sie nach den Ideen und Plänen eines jeden regionalen Organisationskomitee bespielt.

Am Nationalfeiertag, dem 1. August, wird sie in Brunnen liegen, wo sie von Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga besucht werden wird. Dem Programm nach wird die Bundespräsidentin von dort mit den Ehrengästen zum Festakt auf die Rütli-Wiese fahren. Wohlgermerkt mit einem Schiff. Die Seerose bleibt wo sie ist – in Brunnen vor dem Seehotel Waldstätterhof.

Eine der vielen Begegnungen, die zum Begleitprogramm des „Gästivals“ gehören, bietet der „Waldstätterweg“. Für den 120 Kilometer langen Wanderweg ist eine eigene App kreiert worden, die ihn zu einer modernen Tourismusattraktion veredelt. Denn passend zu den 50 verschiedenen App-Schnitten des Weges findet man darauf Informationen über Geschichte und Geschichten.







Medial wirksam präsentiert als Text, Bilder, Film- oder Tondokumente. Angenehmer Nebeneffekt dieser App: Es stehen keine Informationstafeln in der Landschaft herum, die nur selten ins Bild der herrlichen Natur rund um den See passen. Ausserdem ist die App ein kleiner Tribut an die Zeiten der Tourismus-Hochblüte, in der die Touristen durch spektakuläre Infrastrukturmassnahmen wie Bergbahnen und dergleichen begeistert wurden. Heute haben wir das Begeisternde in der Tasche und holen es heraus, wenn wir es brauchen. Das ist ein bisschen profan – gäbe es nicht die herrliche Natur, die zum Staunen und Erwandern einlädt.

Es muss sich allerdings niemand der Schreckens-Fantasie hingeben, die 120 Kilometer am Stück marschieren zu müssen. Nein, die Abschnitte des Weges sind auf Tagesrouten von vier bis sechs Wanderstunden ausgelegt.

Wer dennoch befürchtet, dass ihm bei solchen Strecken die Socken qualmen könnten, kann mit Hilfe des Tell-Passes nicht nur alle Bergbahnen in der Zentralschweiz zu Spezialtarifen nutzen, sondern auch die weisse Flotte des Vierwaldstättersees –, und den Heimweg auf dem Wasser antreten.

Die Medien werden das abwechslungsreiche Programm dieses „Sommers der Gastfreundschaft“ auf rasante Weise unterstützen. Print, Radio, TV und Web begleiten das Jubiläum, informieren und stimulieren – wie es sich für ein Grossereignis dieser Art gehört. Zur medialen Begleitmusik des Gästivals gehört auch die „Zeit-Reise“ – ein Medienprojekt der besonderen Art.

In dem als Sonderausgabe der „Zentralschweiz am Sonntag“ beigelegten Magazin erfahren ihre

Leser zum Beispiel, weshalb der Vierwaldstättersee „nicht nur der centralste und grossartigste, sondern auch der besuchteste aller Schweizer Seen“ war. Und dass „das gefeierte Berner Oberland (...), was die Massenhaftigkeit des Fremdenandrangs betrifft, mit den romantischen Waldstätten nicht mehr concurrieren“ könne. So Gustav Peyer in seinem Reiseführer von 1885, der in der „Zeit-Reise“ die Hintergründe der damaligen Entwicklung aufzeigt.

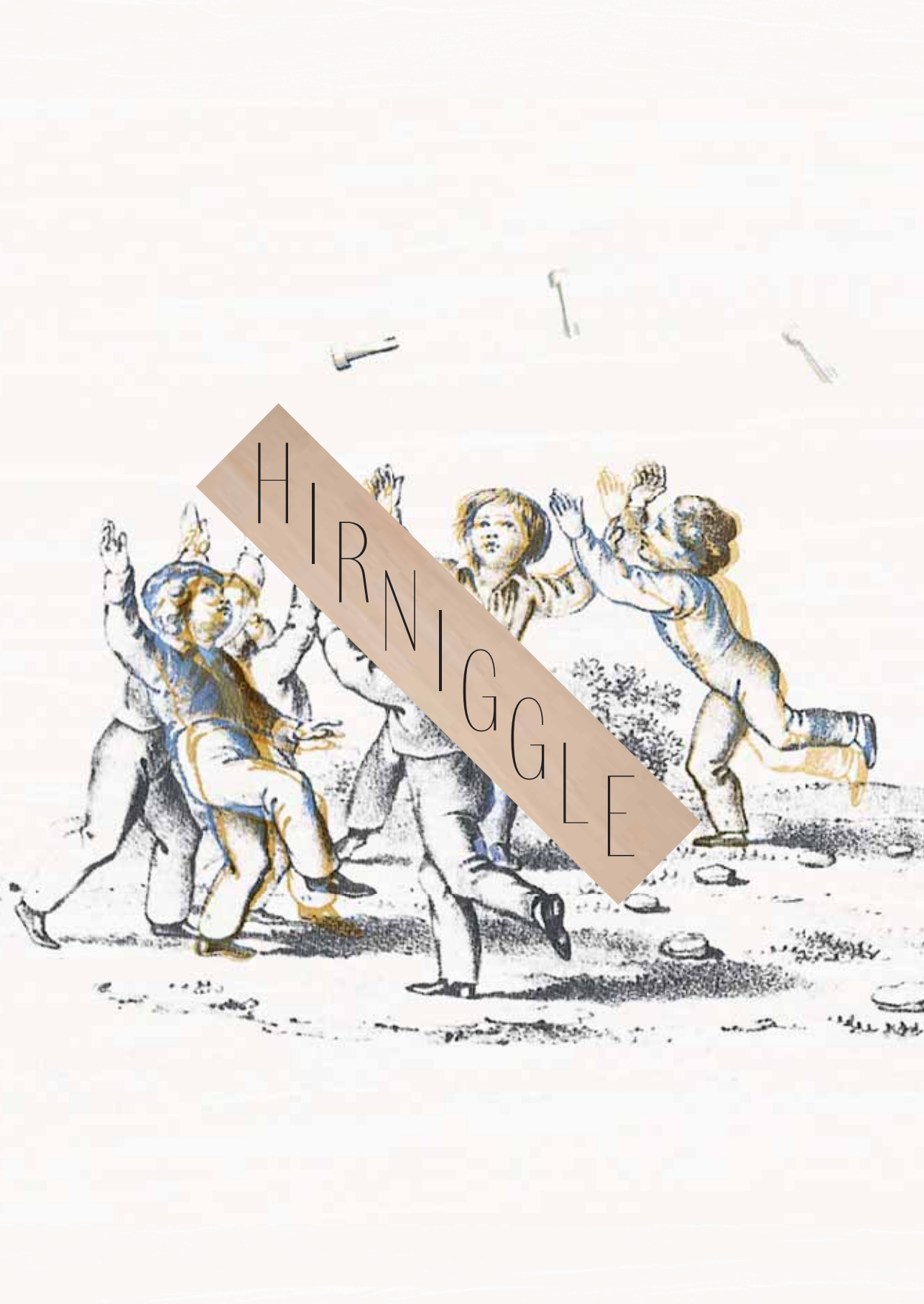
„Gastfreundschaft entsteht erst, wenn man sich Zeit nimmt.“

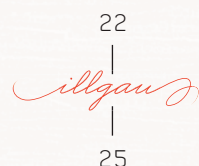
Nun soll das „Gästival“ zwar die Bevölkerung für die Gastfreundschaft sensibilisieren. Es soll jedoch weniger eine Fortbildungsveranstaltung sein, als vielmehr ein Fest für alle.

Unter dem Motto „Sei der beste Gastgeber an Deinem Tisch“ werden am Samstag, den 30. Mai, alle Bürger von Schwyz eingeladen, einen Tisch oder ein Gedeck oder einen Tischschmuck mitzubringen und so die längste Tafel der Schweiz aufzubauen. So wird an *einem* seeeeehr langen Tisch - durch Gassen und über Plätze hinweg - ein kunterbuntes Volksfest der Gastfreundschaft gefeiert. Verbunden mit der Freude am Festen und einem durchgängig weissen Tischtuch.

So entsteht eine Festtafel der Freude und der Gemeinsamkeit. Denn was wäre mehr wert, bei gemeinsamem Schmaus und Trank gefeiert zu werden, als die Gastfreundschaft.

Darauf ein herzhaftes „pro-sit!“ – das ist Lateinisch und heisst: „Es möge nützen!“ 🍷





IN ILLGAU IST BEREITS IM JAHR
2002 EIN ALTES KINDERSPIEL
ERFOLGREICH WIEDERBELEBT
WORDEN. EINE ART URFORM DES
HORNUSSENS

von Hans Steinegger

Auf der Sonnenterrasse über dem Muotatal – im Bergdorf Illgau – wird Brauchtum auf vielfältige Weise gelebt. In der Volksmusik hat diese Form der Eigenständigkeit das Label „Illgauer Stil“ bekommen. So überrascht es nicht, dass sich die Bewohner des beschaulichen Ortes vor einigen Jahren an ein altes Spiel erinnerten – ans *Hirniggle*. Das soll um das Jahr 1940 im Dorf vor allem von Jugendlichen gepflegt worden sein.

Nun ist es in Illgau – wie nicht anders zu erwarten – nicht beim blossen Erinnern geblieben. Die dortige Trachtengruppe ergriff die Initiative, das in Vergessenheit geratene *Hirniggle* gezielt wieder zu beleben. Das war ein einzigartiger Einfall und eine exklusive Tat.

Spuren suche

Rund um Herkunft und Namen des Kinderspiels drängt sich zunächst eine kleine Spurensuche auf. Denn das *Hirniggle* ist schon seit langem kein geläufiger Begriff mehr. Um sich zu erinnern, hilft ein kurzer Griff in den alemannischen Wortschatz. Und zwar nach den Begriffen *Niggel* oder *Niggeli*. In die Schwyzer Mundart übertragen bedeuten diese Wörter so viel wie „kleiner, kurzer Holzklotz“ oder einfach *Tötzli*, aber auch „kleine, unterentwickelte Kernobstfrucht“. Also muss es sich beim *Niggel* um einen klötzchen- oder kugelartigen Gegenstand handeln. Und so reiht sich schliesslich das alemannische *Niggele* sprachlich nahtlos an das schwyzerische *Hurniggle* oder *Hirniggle*.

Entsprechend ist im süddeutschen Raum unter ähnlichem Namen ein einfaches Kinderspiel überliefert. Bei dem wird mit einem Stock ein *Holz-möggeli* – also ein Holzklötzchen, auch *Mäggele* oder *Niggele* genannt – in ein Loch geschlagen. Kenner weisen darauf hin, dass dieses Holzstückli-Schlagen im alemannischen Raum einst sehr verbreitet gewesen sei und im schweizerischen *Hornussen* gipfelte.

S p i e l g e l ä n d e

Für das inzwischen wiedererweckte Illgauer *Hirniggle*-Spiel wurden nie Regeln festgeschrieben.

Sie sind vielmehr von Generation zu Generation mündlich weitergegeben worden. So ist die Grösse des Spielfeldes frei wählbar. Sie richtet sich vor allem nach der Anzahl der Spieler. Meist ist das Feld sieben Meter breit, nach hinten offen und durch Ruten und durch ein auf dem Boden liegendes Seil markiert. Die Spieler benötigen lediglich drei Utensilien: Abschussrampe, Schläger (Holzschindel) und Geschosse (Niggel).

Rund drei Meter ausserhalb der Spielfeldmitte wird eine Holzschindel schräg in den Boden gerammt. Sie dient als sogenanntes „Abschuss-Böckli“.

An dieser Stelle wird der *Niggel* – ein fünf bis sieben Zentimeter dickes rundes Holzstück von einem Haselstecken, das auf einer Seite eingekerbt ist – an der Stirnseite der Schindel des

Abschuss-Böckli eingehängt. Danach kann es losgehen.

Das *Hirniggle* spielt sich wie folgt ab, gleich ob Kinder oder Jugendliche, Buben oder Mädchen oder auch Erwachsene beteiligt sind: Während sich ein Spieler zu der Abschussrampe begibt, verteilen sich die Mitspieler (Gegner) auf dem Spielfeld, alle halten eine Schindel in der Hand.

Der Spieler am Böckli versucht nun mit seiner Schindel den *Niggel* ins Feld zu katapultieren. Die Gegner haben die Aufgabe, mit ihren Schindeln das Geschoss abzuwehren oder auch mit den Händen herunterzuholen. Gelingt das einem Spieler, wirft er den *Niggel* möglichst nahe ans Böckli zurück.

Spielverlauf

Gleichzeitig versucht der Schläger am Böckli, das Geschoss seinerseits möglichst früh zu stoppen. Liegt der *Niggel* nach diesen Spielzügen am Boden, wird die Distanz bis zum Böckli gemessen.

Als Längenmass gilt dabei die Grösse einer vor Spielbeginn bezeichneten Schindel. Je Schindellänge wird der Mannschaft vom Schreiber ein Punkt gutgeschrieben. Der Schläger am Böckli darf solange weiterspielen, bis sein Geschoss abgewehrt worden ist. Denn fällt der *Niggel* ohne Berührung durch die Mannschaft ins Spielfeld, darf er zum nächsten Schlag ansetzen.

Verbreitung

In nahezu allen Landesteilen der Schweiz sind verschiedene Arten

von *Niggel*-Spielen nachgewiesen – auch im Alten Land Schwyz.

Das Schweizerische Wörterbuch (Idiotikon) überliefert in seinem 1881 erschienenen ersten Band gleich zwei schwyzerische *Niggel*-Spiele: Das eine ist das *Hirnigle* in Muotathal, bei dem es sich offenbar um ein sehr einfaches Kinderspiel handelte. Bei dem wurde kein Holzklötzchen in die Luft geschlagen, sondern eine Kugel mit einem Stecken auf dem Erdboden getrieben, was andernorts auch *Moren*, *Süü triibe* oder *Hurren* genannt wurde.

Das andere dürfte ein Vorgänger oder gar die Urform des in Illgau wiederbelebten *Hirniggle* sein.

Dazu ist überliefert, wie „ein kleiner, zur Hälfte auf einer Unterlage ruhender Pflock, *Hurnigel*, emporgeschwungen wird, indem man kräftig auf den hervorragenden Teil schlägt. Es gilt für eine Partei, den Pflock so weit wie möglich zu schlagen, für die Gegenpartei ihn aufzufangen und an den Ausgangspunkt zurück zu schleudern.“

Abschluss beim Böckli



Wettkampfspiel

Seit 2002 führt die Trachtengruppe Illgau nun jährlich im Sommer das *Hirniggle* durch. Und das keineswegs nur unter sich. Eingeladen zum alten Wettkampfspiel sind auch die Trachtenleute von Muotathal, wo, wie erwähnt, im 19. Jahrhundert schon *ghurniglet* worden ist. Die Leute aus dem „Thal“ revanchieren sich ihrerseits, wenn sie die Illgauer im Herbst zum Kegelspiel herausfordern.

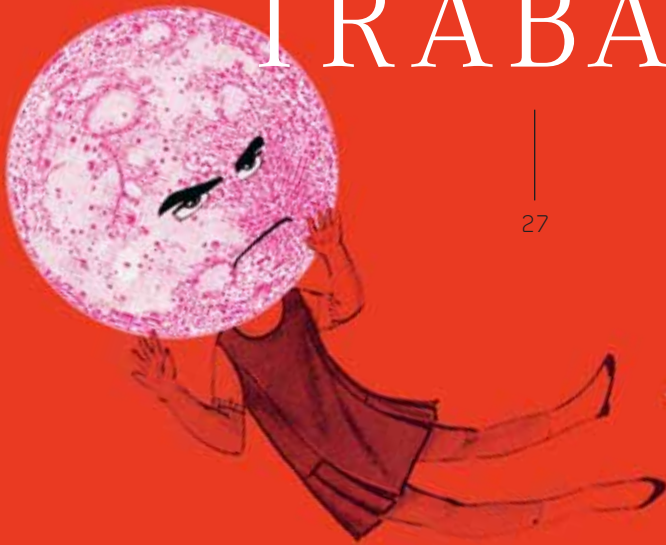
Eigentlich ein optimales Zusammenspiel: Einerseits ist da im Schwyzer Bergdorf ein (ur)altes Kinder- und Bewegungsspiel wiederentdeckt worden, andererseits wird trotz engagierten Kämpfens um *Niggel*-Punkte auch Geselligkeit gepflegt, wie es im gelebten Brauchtum alter „Brauch“ ist. Auch wenn das Illgauer *Hirniggle* es (noch) nicht in die Liste der „Lebendigen Traditionen der Schweiz“ geschafft hat wie jüngst die verwandten Spiele *Hürna* und *Mazza Cula* aus dem Bündnerland: Eine einfache Form des *Hornussens* oder eine Art „Alpengolf“ mit Schlagstock und Kugel ist das *Hirniggle* allemal! 🍷

26

KANTONESISCHES

TRABANTNÄ

27



von Nathalie Henseler

Er rotiert den ganzen Tag und erledigt allerhand Kleinigkeiten, die anfallen. Und: Der Trabant fällt vor allem dann auf, wenn er nicht da ist – dann ist das Kaffeewasser nicht aufgefüllt, der Güsel nicht entsorgt und die Treppe nicht gewischt. Oder anders gesagt: Das ‚Trabantnä‘ ist unglaublich wichtig für den Alltag eines Unternehmens und einer Familie.

Das vom Substantiv ‚Trabant‘ abgeleitete Verb ‚trabantnä‘ wurde unter anderem im Kriegsjargon benutzt und ist heute noch in Gebrauch. Es steht in der Bedeutung von ‚zur Hand gehen, dienstfertig sein‘ und kommt im täglichen Sprachgebrauch eher noch in der Bauernsamen vor. Am ehesten erfasst der Begriff des ‚Begleiters‘ die Bedeutung des ‚Trabanten‘, weshalb nun auch geklärt sein dürfte, warum das populärste DDR-Auto diesen Namen trägt.

Der Trabant ‚umkreist‘ sein Wirkungsfeld und ist stets zu Diensten. Als solcher hatte er früher eine Funktion in der Armee und das Verb wird nun im Alltag für jemanden gebraucht, der Sachen zu- und wegträgt, Besorgungen macht, aufräumt, sich um Kleinigkeiten kümmert und die Sachen erledigt, die zwischen Stuhl und Bank fallen – eben zu Diensten steht.

Vielfach waren es früher Kinder, die man im familieneigenen Betrieb zum ‚Trabantnä‘ eingesetzt hat. Da sich die Betriebsstrukturen gegenüber früheren Zeiten verschoben haben, kommt es heute seltener vor, dass Kinder mithelfen. Wohl auch aus diesem Grund ist der wunderbare Begriff des ‚umkreisenden und dienstfertigen Trabanten‘ im Talboden heute ein wenig aus der Mode gekommen. ☺



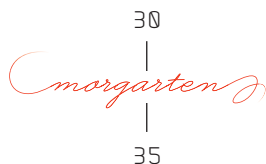
Verwendete Bilder
aus dem Archiv des
Bundesbriefmuseums



ILLUSTRATION: Florian Fischer



WAS HABEN DIE JUNGEN VON DER SCHLACHT AM MORGARTEN?



DR. MARCO SIGG HAT
MASSGEBLICH AN DEN
LEHRMITTELN ÜBER DIE
SCHLACHT AM MORGARTEN
GEARBEITET

von Andreas Lukoschik

In der vorletzten Ausgabe des Y Mag (11) hat der Historiker Kilian Grüter die Sicht der Habsburger auf die Schlacht am Morgarten skizziert und dabei die Frage gestellt, welchen Nutzen sie aus der Niederlage gezogen haben könnten. Seine Ausführungen legen den Gedanken nahe, dass sie damit etwas bewirkt haben könnten, das heute ein „Schuldenschnitt“ genannt wird.

In der vorigen Ausgabe (Y Mag 12) erklärte dann Annina Michel, Leiterin des Bundesbriefmuseums, die Kraft des Mythos „Morgarten“ und wie er zustande kam.

In dieser Ausgabe nun erläutert der Historiker Dr. Marco Sigg, Direktor des Museum Burg Zug, was junge Schwyzer von der Auseinandersetzung mit der Schlacht am Morgarten haben könnten. Sigg hat sich mit dem Thema auseinandergesetzt, als er ein Lehrmittel für den Schulunterricht entwickelte. Er ist also der ideale Gesprächspartner für die Frage nach der Relevanz der Schlacht für die heutige Jugend.

? Dr. Sigg, was heisst 'historisches Lernen'?

! Historisches Lernen heisst – verkürzt gesagt – zu fragen. Nämlich: Was wissen wir historisch zu einem Thema *genau*? Gibt es verschiedene Perspektiven dazu? Wie sieht der herrschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Kontext aus? Und: Was hat wer daraus gemacht und wozu? Das Ziel des historischen Lernens ist also, die hintergründigen Absichten zu erkennen.



„Das 700-Jahr-Jubiläum findet in einer Zeit des Friedens und der Einbettung der Schweiz in eine europäische Gesamtheit statt.

Niemand auf dieser Welt ist objektiv – auch ein Historiker nicht. Das zu erkennen ist wichtig. In der Politik, im Alltag und gerade in Zeiten des Internets. Denn: Auch Wikipedia ist nicht objektiv! Im Internet kann jeder alles schreiben. Wer da nicht kritisch zu hinterfragen gelernt hat und das Ganze kontextualisieren kann, ist jeder Weltverschwörungstheorie hilflos ausgeliefert. In diesem Sinn ist historisches Lernen auch eine Art *Überlebensschulung im Informationszeitalter*.

Aber die Auseinandersetzung mit Morgarten ist auch inhaltlich wichtig, weil unser Staat in seinem Selbstverständnis stark auf dieser Schlacht basiert.

? Stichwort „Schweizer Identität“?

! Sehen Sie, da geht es schon los mit den Fragen: Was ist denn die schweizerische Identität? Ist die Schlacht am Morgarten eine Schweizer oder bloss eine Schwyzer Geschichte? Zürich, Luzern und Zug waren im Jahr 1315 habsburgisch. Und Uri, Unterwalden? Ich sage jetzt mal ganz ketzerisch: Der Morgartenbrief 1315 kam zustande, weil der Bund von 1291 seine erste Bewährungsprobe nicht bestanden hatte. Das 1291 vereinbarte gegenseitige Hilfsversprechen wurde nicht eingelöst. Im Juli 1315 schliessen Uri und Unterwalden mit Habsburg einen separaten Frieden, an der Schlacht im November 1315 nehmen aufgrund familiärer Beziehungen wohl Urner und Unterwaldner teil, es gibt aber keinen offiziellen Beschluss der Talgemeinden zur Hilfeleistung.

Zweitens: Wer denkt, dass die mehrfachen Übergriffe der Schwyzer auf das Gebiet des Klosters Einsiedeln die Ursache für die Schlacht am Morgarten war, muss berücksichtigen: Der Klostersturm im Januar 1314 und die Gefangennahme der Mönche war ein Frevel. Und ein klarer Rechtsbruch. Trotzdem liess die Reaktion der



Habsburger bis zum November 1315 auf sich warten. Das sind fast zwei Jahre! Warum dauerte das so lange? In anderen Fällen setzte Habsburg seine Machtansprüche sehr viel schneller und mit aller Härte durch. Hinzu kommt, dass der November ja nicht gerade für einen Heerzug an den Alpenrand prädestiniert ist.

Drittens: Auch nach der Schlacht geschieht relativ wenig. Es dauert ein kleinkriegsähnlicher Zustand an, die grosse habsburgische Vergeltungsmassnahme bleibt aber aus. Vielmehr zwingt Habsburg die Schwyzer indirekt, nämlich durch eine konsequente Wirtschaftsblockade, 1318 zum Waffenstillstand – der im Übrigen alle Herrschaftsrechte Habsburgs garantiert! – und dann wird das Ganze mehr oder weniger ad acta gelegt.

Und viertens: Wenn Werner von Homberg gegen Habsburg intrigiert und die Schwyzer zur Schlacht angestiftet haben soll: Warum geht Habsburg danach nicht gegen den Homberger vor, sondern setzt ihn 1318 sogar als Vermittler für den Frieden ein?

Kurzum: Da ist vieles bis heute unklar. Dennoch muss man all das wissen, wenn man über die Bedeutung der Schlacht am Morgarten für die heutige Schweiz spricht.

? Sind solche Gedanken das Resultat der modernen Geschichtsforschung?

! Der Kontext prägt die Sicht auf das Historische: Das 700-Jahr-Jubiläum findet in einer Zeit des Friedens und der Einbettung der Schweiz in eine europäische Gesamtheit statt. Ganz anders war es etwa beim 600-Jahr-Jubiläum 1915. Im Ersten Weltkrieg sollte die Geschichte nach innen Einheit und Stärke bringen. Das Heldennarrativ bestand übrigens bis lange in den Kalten Krieg hinein. In den 1960er Jahren kam es zu ersten kritischen Auseinandersetzungen mit der Schlacht und ihrer nationalpädagogischen Verklärung, sozialgeschichtliche Themen traten in den Vordergrund.

Bei der Durchsicht alter Lehrmittel war für mich aber das Erstaunlichste, dass in der Forschung zwar kritische Fragen gestellt wurden, diese im schulischen Rahmen aber nicht oder kaum auftauchten. Obwohl es seit den 1980ern auch Lehrmittel gab, die die alten Bilder hinterfragten und die Schlacht in den herrschaftlich, wirtschaftlich und gesellschaftlich richtigen Kontext stellten, wurde in den Schulen fast unisono das alte Bild weiter gelehrt – noch heute geistern in der Primarschule zum Teil die alten Blätter herum, die wir schon als Schüler benutzten! Unser Ziel war es deshalb, inhaltlich aktuelle sowie didaktisch aufbereitete Arbeitsblätter zu schaffen und diesen im Unterricht zum Durchbruch zu verhelfen.

? Nehmen die Kenntnisse, die aus dem Hinterfragen entstehen, dem Mythos „David gegen Goliath“ die Kraft? Vermutlich befürchten viele, dass durch Hinterfragen die Energie entweicht, die der Mythos Morgarten

Ganz anders war es etwa beim 600-Jahr-Jubiläum 1915. Im Ersten Weltkrieg sollte die Geschichte nach innen Einheit und Stärke bringen.“



„Die teils sehr vehement vorgetragenen Diskussionen um Realität und Mythos verkennen den Kern der Sache. Beides läuft doch ineinander.“

in der Schweizer Politik entfalten kann. Eine Kraft, die gerade für die junge, zukunfts gestaltende Generation wichtig sein kann.

! Da muss man zwei Bereiche auseinanderhalten. Auf der einen Seite will man genau wissen, was historisch geschehen ist. Auf der anderen Seite will man anschauen, was mit der Geschichte gemacht wurde, welches ihre Wirkung ist. Beide Seiten haben aber ihre Berechtigung! Und beide sollte man nicht gegeneinander ausspielen!

Die teils sehr vehement vorgetragenen Diskussionen um Realität und Mythos verkennen den Kern der Sache. Beides läuft doch ineinander. Es ist ein wichtiger Bestandteil des historischen Lernens, dies zu erkennen und zu merken, dass die gemeinsame Sicht das Wesentliche ist. Betrachtet man nämlich nur die „Fakten“, kann es leicht zum akademischen Elfenbeinturmdenken kommen. Betrachtet man nur den Mythos, kann man als Politiker leicht zum Verführer werden oder als Stimmbürger leicht zum Verführten.

Schülerinnen und Schüler sollen also erkennen, dass wir wenig über das historische Ereignis Morgarten wissen und dass es damals nicht um Freiheit und Unabhängigkeit im modernen Sinn gegangen ist. Zum anderen und ebenso wichtig ist es, das Narrativ der Morgartenschlacht zu erkennen. Nämlich, dass der Kleine gegen den Grossen bestehen kann, wenn er seine Kräfte bündelt, und dass es sich lohnt, gegen Tyrannei und für die Freiheit einzustehen. Historisches Lernen hilft

also, das Ereignis historisch richtig einzuordnen, gleichzeitig aber zu erkennen, dass die Wirkungsgeschichte um ein Vielfaches grösser war. Im Kern gibt uns diese Geschichte ein Beispiel und steht für den „Willen zum Zusammengehören“, wie dies Peter von Matt sehr schön ausgedrückt hat. Wer könnte denn behaupten, dass der Aufruf zur eidgenössischen Solidarität („Einer für alle, alle für einen“) heute veraltet sei? Oder dass es falsch sei, für seine Freiheit und seine Rechte einzustehen? Problematisch wird es aber, wenn man die Geschichte unreflektiert als praktisches Rezept für heutige Probleme nimmt.

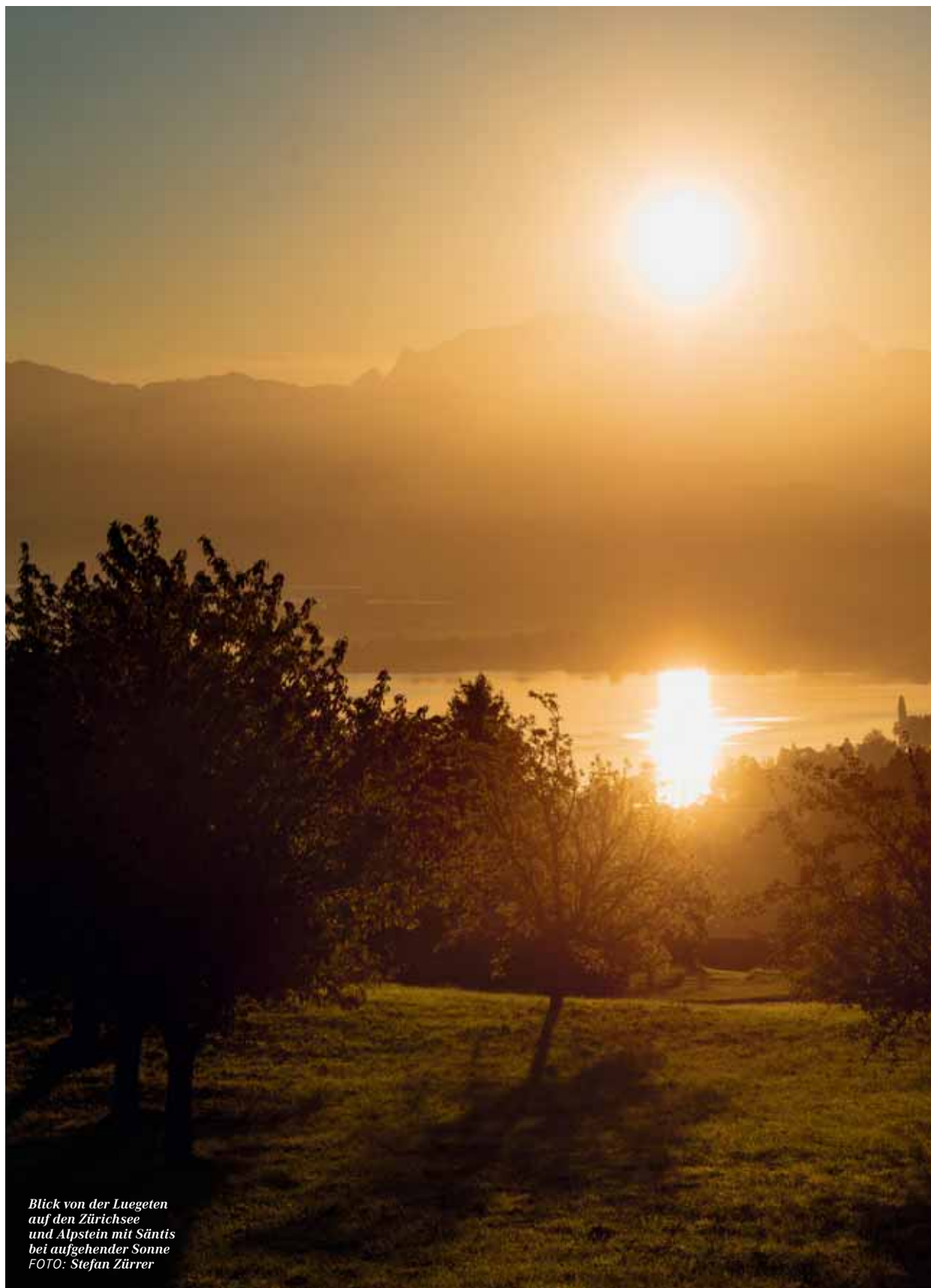
Daran sehen Sie: Historisches Lernen ist immer auch eine Form der Emanzipation. Das will historisches Lernen auch erreichen: Freiheit im Denken – durch Fragen und Wissen. Und genau das versuchen wir am Beispiel Morgarten durch die von uns entwickelten Lehrmittel den Schülern unserer Schulen nahezubringen.

? Gelingt das?

! Wir erhalten auf unsere sehr praxistauglichen Unterlagen durchwegs positive Feedbacks.

? So dass der Mythos Morgarten auch in Zukunft wirken kann?

! Als Historiker befasse ich mich mit dem Vergangenen. Ich weiss nicht, was sein wird, geschweige denn, was sein könnte. Dennoch glaube ich, dass wir mit unseren Unterrichtsmaterialien ein gutes Fundament errichtet haben, auf dem heutige Lehrpersonen und SchülerInnen aufbauen können. Und zwar das, was jedes Denkmal ausdrücken sollte – den Imperativ „Denk mal!“ 🇨🇭

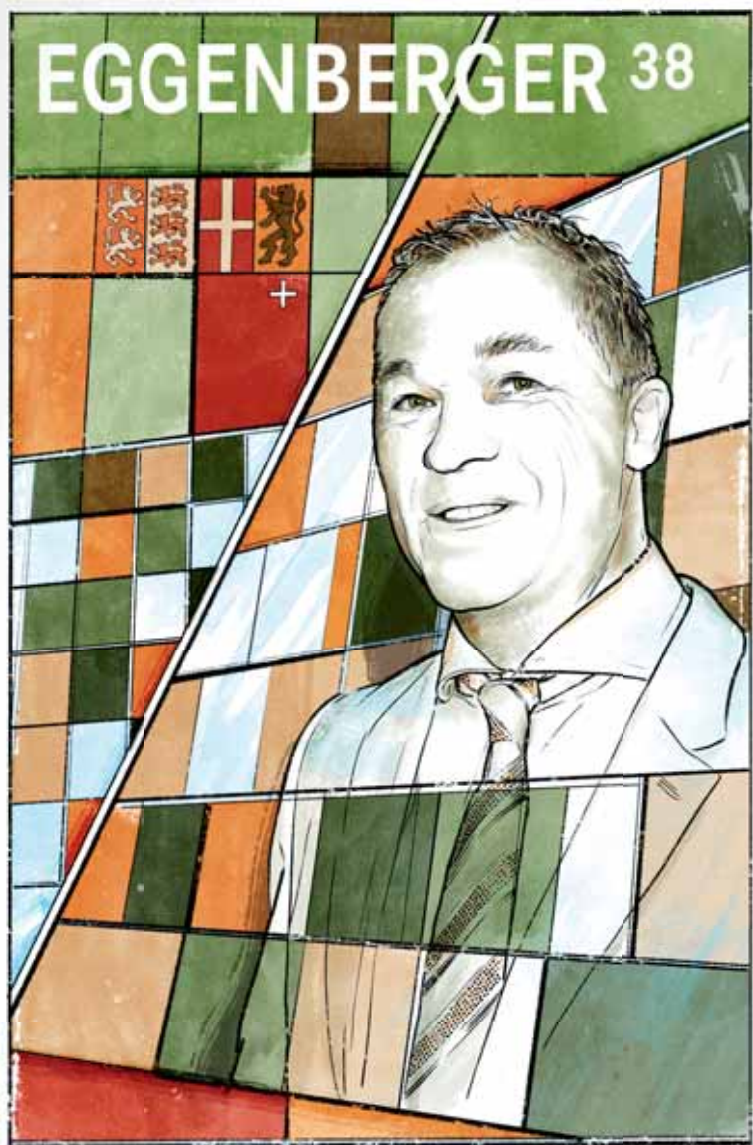


*Blick von der Luegeten
auf den Zürichsee
und Alpstein mit Säntis
bei aufgehender Sonne
FOTO: Stefan Zürrer*

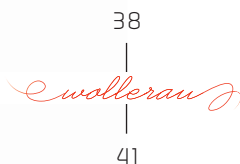


Chäfe

EGGENBERGER 38



DIE TÜR ZUM GLÜCK GEHT NACH AUSSEN AUF



WIE EIN VERWALTUNGSRAT
EXPERTE IN FRAGEN DES
GLÜCKS WERDEN KONNTE.

von Andreas Lukoschik

W er noch nie die Schindellegistrasse den Berg hinab nach Wollerau gefahren ist und an der Samstagernstrasse die Zwillingspyramiden gesehen hat, wird möglicherweise denken, er dürfe seinen Augen nicht trauen. Denn solche spektakulären Gebäude erwartet man nicht auf dem Weg nach Samstagern. Doch sie sind keine Halluzination. Sie heissen – dem astrologischen Sternzeichen für Zwillinge gemäss – „Gemini“ und sind seit Anfang des Jahres 2014 mit Leben erfüllt. Denn seitdem ist die PROMAN AG dort eingezogen. Ein weltweit operierender Anlagenbauer von petrochemischen Anlagen. Auch das erwartet man nicht unbedingt im beschaulichen Wollerau. Obwohl das Unternehmen im vorigen Jahr sein 30jähriges Bestehen gefeiert hat.

Als der Berichterstatter im fünften Stock einer der Pyramiden eine cool elegante Büroetage betritt, begrüsst ihn ... nein, nicht der Pharaon ... sondern Daniel Eggenberger, der Verwaltungsratspräsident der PROMAN.

Es gibt Leute, die sagen, sie hätten bei der ersten Begegnung mit Eggenberger den Eindruck gehabt, der junge Anthony Quinn stehe vor ihnen: gross, drahtig und mit ansteckend sympathischen Lachfalten. Kein schlechter Vergleich.

Denn Eggenbergers Ausstrahlung ist wie beim Hauptdarsteller von „Alexis Sorbas“ in dessen besten Szenen in der Tat ansteckend optimistisch. Das könnte daran liegen, dass er ein glückliches Händchen für erfolgreiche Unternehmungen hat.

„Wissen Sie,“ sagt er, „Zufall ist weder das Würfeln des Schicksals, noch etwas, was man planen kann. Der Zufall ist ein Moment, den man – wenn man ihn erkennt und zupackt – zu dem verwandeln kann, was wir Glück nennen. Erkennt man aber nicht, was einem zufällt – oder lässt die Chance ungenutzt liegen – dann war es nur ein Moment wie jeder andere, der vergeht.“ Den Seinen gibt’s der Herr also *nicht* im Schlaf, sondern schickt ihnen Momente, aus denen sie etwas machen können. Deshalb sollte man immer wach sein.

Und Daniel Eggenberger ist wach. Neben verschiedenen Firmen, an denen er sich beteiligt hat, ist er auch „Business Angel“ – also erfahrener Unternehmer, der jungen Firmengründern mit Rat, Tat und Franken beiseite steht. Sein aktuelles Projekt ist die Firma „CVscan“, die sich mit Bewerbungsmissbrauch

befasst. Sie überprüft Lebensläufe – lateinisch „curriculum vitae“, abgekürzt CV – nach massiven Korrekturen.

„Man weiss,“ so Eggenberger, „dass cirka 20 bis 30 Prozent aller Lebensläufe bei Bewerbungen gefälscht sind. CVscan hat sich zum Ziel gemacht, solche Fälschungen herauszufinden.“ Dieser Service ist für Headhunter und Personalchefs gedacht. Er liefert – wie derjenige, der Dissertationen auf Plagiate untersucht – nicht nur Informationen zu den Fälschungen, sondern hat auch eine abschreckende Wirkung. Die soll er auch haben. Denn wird ein Bewerber bei biografischen Betrugereien erwischt, kann er die neue Stelle natürlich gleich vergessen.

Die logische Konsequenz: „Powered by CVscan“ soll zu einer Art Qualitätssiegel werden. Für die Wahrhaftigkeit der Angaben.

Entstanden ist diese weltweit einzigartige Geschäftsidee übrigens, weil zwei seiner Fussballfreunde, mit denen Eggenberger wöchentlich kickt, ihn eines Tages nach dem Training gefragt hatten, ob sie ihm nicht mal etwas vorstellen könnten. Eggenberger hatte natürlich ein offenes Ohr. Denn „die Tür zum Glück geht nach aussen auf,“ sagt er mit seinem ansteckend optimistischen Lachen. „Hinaus in die Welt. Wenn das Glück schon vor der Tür steht, muss man sie ihm wenigstens öffnen.“

Seine Fussballfreunde hat er seitdem Schritt für Schritt begleitet. So beschreiten sie einen Weg, den sie vermutlich noch lange gemeinsam gehen werden.

Und dann sagt Eggenberger, der eine Banklehre absolvierte und sich mit 28 als Unternehmer selbstständig gemacht hat, etwas Unerwartetes: „Wer Glück haben will, muss aber auch das Scheitern lernen. Ich habe schon einiges in den Sand gesetzt. Aber das ist wichtig. Das schärft die Wahrnehmung und ist das, was wir ‚Erfahrung‘ nennen. Danach passt man beim nächsten Mal besser auf.“

Ist er auch zur PROMAN AG durch seine glücklichen Händchen für Neues gekommen?

„Ja“, lacht er. „Das war im Jahr 2002.

Ich wollte meine Büros verkaufen. Für denselben Betrag, den ich in den Jahren zuvor dafür bezahlt hatte. Aber 2002 war eine schlechte Zeit dafür. Eines Tages rief ein befreundeter Anwalt an, er habe da eine interessante Truppe, die dringend Büroräume suche. Als die zu mir gekommen sind, haben wir über den Preis geredet. Sie wollten ein bisschen handeln. Ich aber nicht. Deshalb habe ich ihnen aufgezeigt, wo ich stehe und warum ich diesen Preis haben möchte. Dann ging es noch ein bisschen hin und her und am Ende sind wir uns einig geworden.

Zum Abschluss bestanden sie darauf, mich ins beste Restaurant am Platze einzuladen. Das war damals das Restaurant Krug, das es inzwischen nicht mehr gibt. Da sind wir dann relativ lange gesessen, weil sie mir – ziemlich unerwartet – den Geschäftsführerposten anboten. Aber ich wollte zu dem Zeitpunkt ein bisschen reisen und mich neuen Aufgaben widmen. *Meinen* Aufgaben. Ob ich mich denn als Verwaltungsrat sehen könnte, war die nächste Frage. Sie seien alles Ingenieure und bräuchten jemanden, der sich mit den Finanzen auskennt. Ausserdem würde ich ganz gut zu ihnen passen. Ja, sagte ich, *das* könnte ich mir vorstellen. Und so ist es dann gekommen.“

So wurde aus dem Abschluss ein Anfang.

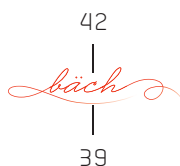
Wenn er sein Erfolgsrezept zusammenfassen sollte, wie würde er das formulieren?

„Wenn man offen ist im Leben für Neues, mit den Menschen gut kommunizieren kann und sie respektiert, dann hat man *immer* Möglichkeiten. Bei mir ist alles aus meinem Netzwerk und Freundschaften entstanden. Im nächsten Schritt braucht’s Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit. Denn auch wenn manchem meine Meinung nicht immer so gefällt, weiss er doch, dass ich sie ihm sage, weil ich die Situation so einschätze – und nicht, weil ich irgendwelche strategische Spielchen spiele.“

Zu diesen Werten gehört auch, dass die PROMAN AG, die ihre Hauptinteressen in Trinidad und Tobago hat, dort sehr stark Universitäten und Ausbildungsstellen sponsort. Denn das Unternehmen will etwas für die Menschen am Ort tun und ihre Ausbildungschancen verbessern. Denn alle Technik und Ingenieurskunst ist letztlich für den Menschen da – abgekürzt „pro man“. 🍷



„100 YEARS STRICTLY HANDCRAFTED IN SWITZERLAND“



MIT DIESEM SLOGAN WIRBT
CLAUDIO PEDRAZZINI AUS
BÄCH FÜR SEINE BOOTE.
SWISSNESS VOM FEINSTEN.

von Andreas Lukoschik

Der Achtzylinder Mercruiser-Motor blubbert leise über der stillen Wasseroberfläche des Zürichsees, das blankpolierte Holz des Rumpfes spiegelt die noch tiefstehende Sonne und die Luft ist erfüllt von der Frische eines jungen Sommermorgens. Die ideale Zeit, über den noch ruhigen See zu gleiten.

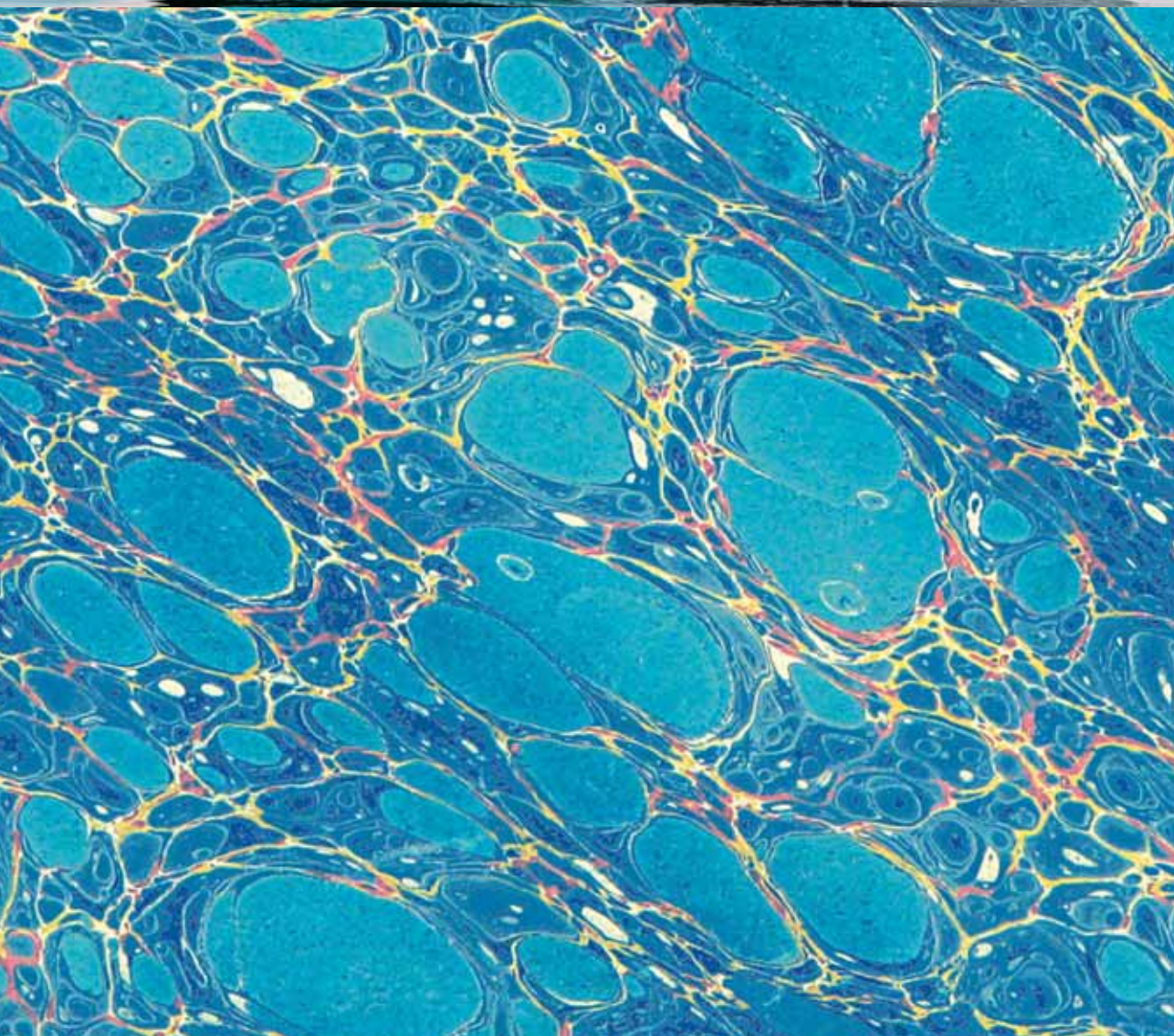
Claudio Pedrazzini, Chef der hundertjährigen Bootsbauerdynastie gleichen Namens,

steuert sein makelloses „Vivale“ aus dem firmeneigenen Hafen. Es ist das sportlichste der Pedrazzini Runabouts – von ihm selbst designt. Knapp neun Meter lang ist dieses Schmuckstück, dessen feines Mahagoni-Holz 20 mal mit einem Speziallack behandelt wurde, um es wirksam vor den Einwirkungen von Wasser, UV-Strahlen und Salz zu schützen. Am charakteristischen Rundheck flattert die Schweizerflagge als fröhlicher Kontrapunkt zur Eleganz des Bootes mit den weissen Lederbezügen.

Von solchen Booten träumen kleine Jungen und nehmen sich vor, wenn sie einmal gross sind, so ein Boot ihr eigen zu nennen. Nicht allen gelingt das. Dem Berichterstatter zum Beispiel nicht. Aber immerhin kommt er dank dieser Zeilen wenigstens einmal in die Nähe eines solchen Traumschiffes.

Kleine Anmerkung am Rande: Was ist der Unterschied zwischen einem Boot und einem Schiff? Die Grösse allein kann es nicht sein,







denn es gibt Wasserfahrzeuge, die man sowohl „Segelboot“ als auch „Segelschiff“ nennen kann. Und was antwortet der erfahrene Seebär darauf entwaffnend? „Ins Boot steigen Sie, wenn das Schiff sinkt!“ Oder andersherum: Im Boot ist man immer gut aufgehoben. In einem von Pedrazzini sogar elegant dazu.

Das Vivale nimmt jetzt Fahrt auf, wobei es zwar motormässig bestens ausgestattet ist und 80 kmh erreichen kann. Aber „ein Pedrazzini“ hat man nicht, um sich damit Rennen zu liefern. Mit einem „Pedrazzini“ gleitet man dahin. Ganz in der Tradition der alten Rolls Royce. Da hiess es früher auf die Frage nach den PS

immer nur: „Genügend“. Und so fährt man auch das Vivale – im Konjunktiv. Man könnte, wenn man wollte. Tut es aber nicht. Man prahlt nicht mit PS, sondern trägt dem Understatement des Erbauers auch im Fahrstil Rechnung.

V

Eines der vielen Geheimnisse der Pedrazzini-Runabouts ist der besondere Schnitt seines Rumpfes in Form eines „V“. Wie Vivale. Er wurde in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt und immer wieder den neuesten Erkenntnissen der nautischen Welt angepasst, so dass das Boot elegant beschleunigt und selbst in Rauwasser enorm viel Stabilität zeigt. Und: Es entsteht bei der Fahrt nahezu kein Spritzwasser. Im Gegenteil. Man gleitet auf einer kompakten Gischt dahin und kann sich nicht ganz einem gewissen Gefühl der Erhabenheit entziehen.

Dazu passt die sorgfältige Eleganz des Bootes, das in neun Monaten Handarbeit gefertigt wird. Vom Bug bis zum Heck. Ausgenommen natürlich der Motor. Der kommt vom grössten Hersteller für maritime Motoren aus den USA.

Die Gestaltung der meisten Applikationen an Bord hat überdies eine vieljährige Entwicklungsgeschichte, weil die Pedrazzinis ihre Boote immer auf Langlebigkeit ausgelegt haben. Nicht nur in Bezug auf das Material, sondern auch auf die Formgebung. Gerade in der Synthese aus italienischem Design und Schweizer Fertigungskunst entsteht so etwas wie Zeitlosigkeit. Und Eleganz.



Luxus? Aber ja!

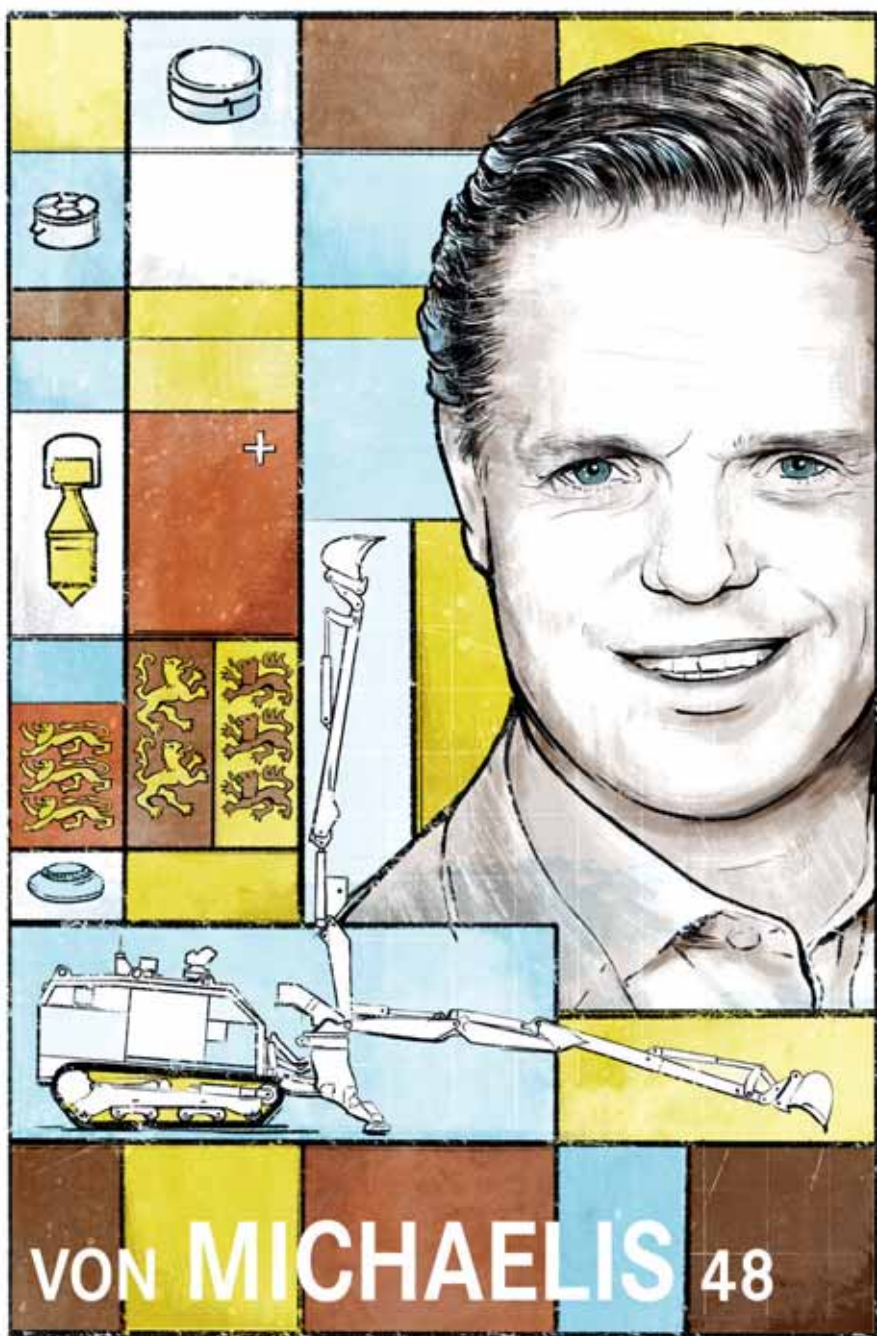
Ein kluger Mensch hat einmal gesagt: „Ein Luxusobjekt zeichnet sich dadurch aus, das es sich zu reparieren lohnt.“ Nach dieser Luxus-Definition gehören die Pedrazzini-Boote zur hehrsten aller Luxusklassen. Denn von den 2000 jemals hergestellten Exemplaren fahren weltweit bis heute sage und schreibe noch 95 Prozent. Das älteste ist immer noch in makellosem Zustand – Baujahr 1925. „Strictly handcrafted in Switzerland“ eben.

Dieses Arbeitsethos kleidet Claudio Pedrazzini in den schlichten Satz: „Wir bauen für Generationen!“ Das meint er wörtlich. Als Bootsbauer in der dritten Generation weiss er um seinen Sohn, der gerade die letzte Zusatzausbildung in Betriebswirtschaftslehre beginnt, um danach die Firma zu übernehmen.

Bei so viel Nachhaltigkeit kam selbst die Zürcher Polizei zu Pedrazzini, als sie für ihren Dienst auf dem Wasser neue Boote brauchte – und fährt sie bis heute. Wohl dem, der Dienst auf solch einem schwebenden Untersatz tun darf. Und noch wohler dem, der ein Boot von Pedrazzini sein eigen nennen kann.

Doch schweigt Pedrazzini darüber, wer das zum Beispiel sein könnte. Aber das handhaben Rolls Royce und Bentley auch nicht anders. „Namedropping“ haben sie einfach nicht nötig. Alle drei nicht. 🚫





DER ABRÄUMER



PHILIPP VON MICHAELIS
BEWEGT SICH SICHER AUF
VERMINTEM GELÄNDE.
DANK DER MASCHINEN,
DIE ER HERSTELLT.

von Andreas Lukoschik

Geboren worden ist Philipp von Michaelis im befreundeten Ausland – sprich in Bayern. Die Liebe führte ihn in die Schweiz. Und der Wunsch, „sein eigenes Ding zu machen“, brachte den ausgebildeten Kaufmann im Jahre 2004 zur „Minenräumung“.

„Wissen Sie, es war nicht der pure Altruismus, der mich damals geleitet hat,“ gibt er auf sympathisch bescheidene Art zu, „es war eher die gute Gelegenheit, mit dem Entwickler

des ersten Minenräumfahrzeugs zusammen zu arbeiten. Ich sah darin die Chance, eine eigene Firma aufzubauen. Aber inzwischen will ich gerne gestehen, dass es ein sehr gutes Gefühl ist, genau das zu machen, was wir machen.“

In der sachlichen Sprache der Ingenieure heisst das: Sie führen „vermintes Gelände wieder landwirtschaftlicher Nutzung zu“. Was frugal klingt, stimmt natürlich: Felder ohne Minen können wieder bebaut werden.

Damit das gelingt, konstruiert die Freienbacher Firma „MineWolf Systems“ Minenräumfahrzeuge: Vom Spitzenfahrzeug, das mit 26 Tonnen Eigengewicht und viel Technik die grossen Fahrzeug- und Panzerminen entschärft, bis hin zu den kleineren Modellen, die ferngesteuert die neuesten „Sprengfallen“ aus der Terroristszene unschädlich machen oder Blindgänger ausgraben können.

Das hört sich nach einem gefährlichen Geschäft an. „Nun,“ sagt Philipp von Michaelis, der aus einem Bankerhaushalt stammt, „die grössere Gefahr steckt in den Umständen, unter denen unsere Mitarbeiter vor Ort antreten müssen. Wir kommen ja eigentlich immer erst, wenn die Konflikte bereits vorbei sind. Doch hat sich oftmals die soziale Situation der Menschen durch den Konflikt nicht verbessert. Und wenn Ihnen ein Einheimischer mit einer Kalaschnikow den Weg versperrt, weil er zehn Dollar von Ihnen will, dann können Sie dem nichts von den Vorteilen eines friedlichen Rechtsstaates erzählen, sondern zahlen natürlich. Wobei Sie solche Gefahren wenigstens mit blossem Auge erkennen können. Zöllner, die die Abfertigung

der Maschinen verzögern und Ihnen nach fünf Monaten – als versteckte Aufforderung zur Korruption – eine Rechnung über Standgebühren entgegenhalten, sind da schon eine andere Kategorie. Ganz zu schweigen von der grössten und oft unterschätzten Gefahr: Malaria-Mücken.“

Solche risikoreichen Arbeitsbedingungen erfordern für seine 60 Mitarbeiter aus 16 Nationen ein hohes Mass an Sicherheitsmanagement – aktiv durch gute Ausbildung und passiv durch exzellente Versicherungsleistungen. Denn Abenteuer ist keiner von ihnen (*alle wollen helfen*), andererseits haben einige von ihnen Familien, die abgesichert sein müssen, falls es zu einem Notfall kommt.

Ausbildung vor Ort muss sein

Auf Beratung und Unterstützung vor Ort kann MineWolf Systems nicht verzichten, weil die Menschen in den Krisengebieten die Bedienung der Maschinen lernen müssen – damit sie die Geräte, die von den Regierungen der Krisengebiete gekauft worden sind, auch tatsächlich einsetzen können.

Dabei muss sich von Michaelis auch mit einem für uns merkwürdigen Thema auseinandersetzen: Obwohl eine effektiv arbeitende Maschine zwar deutlich sicherer für die Menschen ist, nimmt sie gleichzeitig – so makaber das für unsere Ohren klingen mag – denen die Arbeitsplätze weg, die bislang mit herkömmlichen Detektoren zu Fuss auf den Minenfeldern unterwegs waren. Das ist zwar gefährlich, aber so war für sie zumindest ein Tageseinkommen von zwei Dollar gesichert.

„Inzwischen haben wir in Angola viele Dutzend Experten ausgebildet,“ erläutert von Michaelis diese Ausbildungsarbeit. Ein Vorgang, den man „capacity building“ nennt.

„Grundsätzlich gehen wir zu unseren Kunden und schauen erst mal, was ihr Problem ist und wie wir helfen können. Wenn Sie viel in Afrika unterwegs sind, dann sehen Sie nämlich, dass dort sehr viel Gerät einfach so rumsteht. Zum Beispiel, weil einer den Schlüssel verloren hat, oder ein anderer vergessen hat, wo die Einfüllöffnung

für den Diesel ist, oder die Maschine deshalb nicht funktioniert, weil ein Filter verschmutzt ist. Ich will damit sagen: Da kann man oft mit einigen wenigen Instruktionen eine Menge Positives bewirken. Aber natürlich trainieren wir die Fahrer unserer Kunden auch deshalb, weil man das eine oder andere falsch machen kann,“ so Michaelis. „Nicht so sehr, weil einem die Minen um die Ohren fliegen würden. Dazu sind unsere Fahrerkabinen zu gut splittergeschützt. Aber man muss ein Areal sehr systematisch abarbeiten, sonst entgeht einem eine Mine. Und dazu muss man sehr aufmerksam sein – was in manchen Regionen durch Hitze und massives Staubaufkommen gar nicht so einfach ist.“ Die besten Fahrer schaffen an einem Tag, bis zu 30'000 Quadratmeter kontaminierter Fläche präzise und zuverlässig zu räumen.

Robust und einfach

Die Funktionsweise der von MineWolf Systems entwickelten Minenräumfahrzeuge ist relativ einfach: „Unsere Maschinen graben die Erde bis zu einer Tiefe von 35 Zentimeter um und zerstören dabei die Minen. Das gilt für Fahrzeugminen ebenso wie für Anti-Personen-Minen.“

Die neutral klingende Bezeichnung „Anti-Personen-Mine“ beschreibt ausgesprochen hinterhältige Waffen, die – auch in Form von Splitterbomben aus Flugzeugen verstreut – ganze Landstriche für Menschen unpassierbar machen. Wer das nicht weiss, wird von ihnen aufs grausamste verstümmelt oder bezahlt dies mit dem Leben. Denn die grösste Gefahr aller Minen ist, dass man nicht weiss, wo sie liegen. Soldaten sind vielleicht über vermintes Territorium informiert, Zivilpersonen aber meist nicht – und spielende Kinder erst recht nicht.

Das war auch der Grund dafür, dass sich Princess Diana Anfang der Neunziger Jahre massiv für die Ächtung von Landminen einsetzte. Dadurch wurde das Thema einer breiten Öffentlichkeit bekannt, so dass im Jahr 1997 der „Vertrag von Ottawa“ geschlossen wurde. Er wurde zwar durch 159 Länder ratifiziert, „aber einige „kleinere“ Länder konnten sich dazu bis heute noch nicht







durchringen“, sagt von Michaelis und macht bewusst eine Pause, um den folgenden Namen Gewicht zu verleihen. Dann fügt er die Namen dieser „kleineren Länder“ hinzu: „Russland, die USA, Indien, Pakistan, China, Israel, und dreissig weitere.“ Das ist ein Skandal – und die Begründung für die Notwendigkeit einer Firma wie MineWolf Systems.

Die Freienbacher sind inzwischen in 30 Ländern im Einsatz. Direkt durch die Regierungen vor Ort oder durch ihren Hauptkunden – die Vereinten Nationen – wie im Libanon, in Mali, Somalia oder dem Südsudan. Aber auch die deutsche Bundeswehr gehört zu ihren Kunden. Sie räumt in Afghanistan mit Geräten von Michaelis vermintes Gelände.

Gute Tat ist teurer

„Unser Standort Schweiz ist für uns aus mehreren Gründen wichtig. Die Neutralität ist das eine, die Schweiz als Synonym für höchste Qualitätsarbeit das andere Argument“, so von Michaelis. „Ich sage immer, wir sind das Schweizer Taschenmesser der Minenräumung. Wobei ich nicht nur ein Fan von Victorinox bin, sondern auch deren Taschenmesser als Werbegeschenk verteile.“ Damit greift er in die Hosentasche und reicht wie zum Beweis dem Berichterstatter ein Victorinox-Messer mit dem Schriftzug von MineWolf Systems. Und fährt nahtlos fort: „Die Kollegen aus dem Ostblock können ruhig mit dem günstigeren Preis antreten, wir bieten Qualität und die ist bei diesem Thema lebensrettend. Ausserdem haben wir einen 24-Stunden-Notdienst. Denn in irgendeinem der Gebiete, wo unsere inzwischen 100 Räumfahrzeuge im Einsatz sind, ist immer Handlungsbedarf“, sagt er.

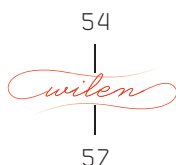
So ein typischer Notfall bewegte von Michaelis gerade, als wir unser Gespräch führten: Bei einem Minenräumfahrzeug der Vereinten Nationen, das diese an eine Hilfsorganisation für ein Jahr in den Südsudan verliehen hatten, war der Motor komplett ausgefallen. Das bedeutete: die Arbeit eines ganzen Teams von hundert Mann stand still. Also musste das Team von MineWolf Systems blitzschnell einen neuen Motor besorgen, ihn umgehend auf den Weg in den Südsudan bringen und das Ganze so schnell wie möglich durchziehen. „Da ist es wirklich gut“, sagt er mit einem Lächeln, „wenn man ein Schweizer Unternehmen ist. Da funktioniert alles geschmeidig und effektiv.“

„Spätestens bei solch schnellen Reaktionen unseres Technical Help Desks wissen dann unsere Kunden auch, warum wir ein bisschen teurer sind als unsere Wettbewerber.“ Und mit einem Lächeln fügt er rückblickend auf die Gründung seines Unternehmens hinzu: „Wissen Sie, eine gewisse Portion Naivität ist gar nicht schlecht, wenn man so ein Unternehmen in Angriff nimmt. Denn wenn ich bei der Gründung schon gewusst hätte, was ich heute weiss, hätte ich vielleicht nicht den Mut gehabt, dieses Unternehmen zu beginnen.“

Der Grund dafür, dass Philipp von Michaelis diese Arbeit so gut gelingt, liegt aber auch darin, dass er im Jahr 2004 nicht irgendeine Firma gegründet hat, sondern „sein Ding“ gemacht hat. Mit Betonung auf „sein“.

Mit diesem „Ding“ ist er zwar manchmal auch auf Rüstungsmessen vertreten wie unlängst in Abu Dhabi. Allerdings mit dem Unterschied, dass er dort eindeutig zu „den Guten“ gehört. 🍷

WEITER- DENKEN ERNST GEMACHT



BRUNO REIHL – VOM PROFESSOR FÜR
EXPERIMENTELLE PHYSIK ZUM VERKAUF
VON SOLARANLAGEN IN NAMIBIA

von Andreas Lukoschik

Auf seiner Website steht der Satz: „Grosse Geister reden über Ideen, durchschnittliche Geister über Ereignisse und kleine Geister reden über andere Leute.“ Der Satz macht neugierig darauf, zu erfahren, was das wohl für ein Mensch sei, der solchen Wahrheiten auf seiner Homepage Raum gibt? Es wurde eine äusserst anregende Begegnung mit einem verschmitzt lächelnden Zeitgenossen, der neugierig einen Weg gegangen ist, der anders war und ist als der anderer Menschen.

Bruno Reihl empfängt den Berichterstatter in einem kleinen Häuschen in Wilen mit der verwunderten Frage, wieso er denn ein Thema sein könne für das Y Mag. Es ist immer sympathisch, wenn Zeitgenossen sich selbst nicht allzu wichtig nehmen. Bruno Reihl hätte einige sehr gute Gründe, es doch zu tun. Tut er aber nicht.

Studiert hat er an der ETH und zwar Physik. Dann – in den 80er Jahren – ging er zu IBM in die USA, ehe er wenig später im Rüschlikoner Forschungsinstitut an der Seite späterer Nobelpreisträger zu forschen begann.

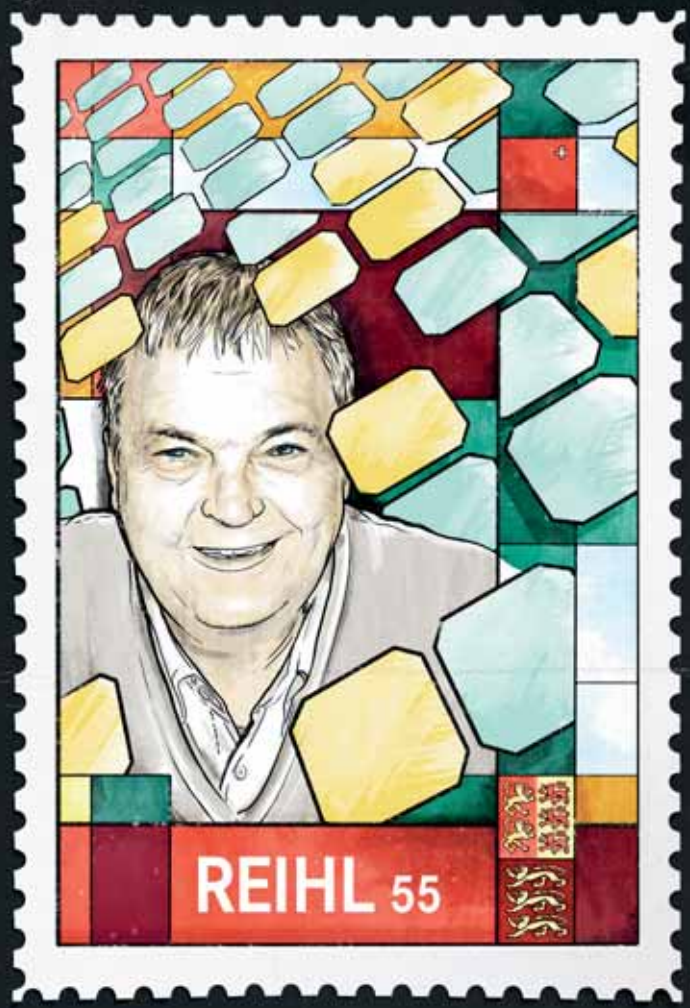
„Das war eine tolle Zeit,“ sagt er mit leichter Wehmut in der Stimme. „Ich habe damals mit Binnig & Rohrer, die später den Nobelpreis für ihr Rastertunnelmikroskop bekommen haben, und mit Bednorz & Müller, die für ihre Forschung zur Hochtemperatursupraleitung ebenfalls den Nobelpreis bekommen haben, geforscht und gemeinsam publizieren dürfen. So etwas erlebt man höchstens einmal im Leben.“

Die meisten von uns können sich das noch nicht einmal vorstellen.

Weil IBM sein Arbeitgeber war, gehörte es darüber hinaus zu seinen Pflichten, regelmässig an Managementworkshops teilzunehmen. „Da habe ich eigentlich alles gelernt, um Business zu machen,“ erzählt er weiter, als ob es nichts besonderes wäre.

Diese Kenntnisse sollten ihn aber recht bald von anderen Forscherkollegen deutlich unterscheiden.

„1990 kam dann IBM in die Krise und Grundlagenforschung war nicht mehr so gefragt,“ fährt er fort. „Jeder sollte Vorschläge unterbreiten, wie IBM mit seinen Forschungen Geld verdienen könne. Da habe ich mit einem Kollegen eine Technologie entwickelt, über die man – mit Hilfe der in Haushalten vorhandenen Stromnetze – bestimmte Prozesse im Haus steuern konnte. Also



die Heizung höher drehen, Rolläden auf und ab fahren lassen und so etwas. Das ist heute gang und gäbe, war aber damals völlig neu. Leider war diese 'Arigo'-Technik – so hatten wir sie getauft – damals für IBM zu klein.“

Der Professor

„Zur gleichen Zeit bekam ich den Ruf, den Lehrstuhl für experimentelle Physik an der Technischen Universität Dortmund zu übernehmen,“ geht es in dem ungewöhnlichen Lebensbericht weiter. „Das war immer mein Traum – Professor zu sein. Also nahm ich den Ruf an. Gründete aber gleichzeitig mit einem Freund eine Firma, die unsere Arigo-Technik vermarkten sollte.“

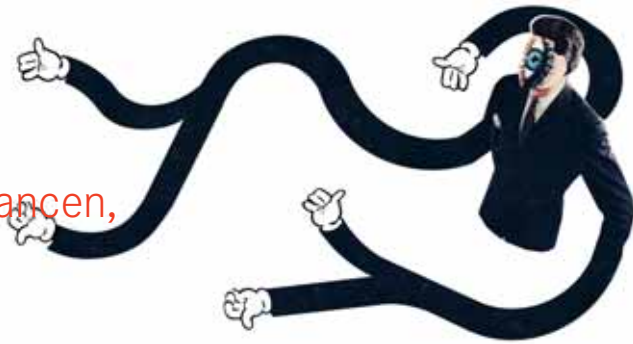
Nun muss man so ein Start-up natürlich finanzieren. Doch hatte der frisch gebackene

„Glücklicherweise begann damals der Handy-Boom und es bestand eine grosse Nachfrage nach den Komponenten aus unserem Lager. Und so konnten wir damit unser Start-up finanzieren.“

Als wenig später der Internetboom begann, kam eine Firma aus den USA und kaufte dem Professor seine Arigo-Firma ab. Unversehens hatte er viel Geld und war „nur-noch-Professor“. Das unterforderte ihn. Zumal er feststellte, dass all sein erworbenes Managementwissen im Universitätsleben nicht gebraucht wurde.

„Forscher wollen sich profilieren – und nicht effiziente Sitzungen führen,“ sagt er verschmitzt und fügt hinzu: „Kennen Sie den? Der liebe Gott wollte am letzten Tag seiner Schöpfung noch was Gutes tun und erschuf den deutschen Professor. Nach einiger Zeit musste er aber feststellen, dass der Professor grössenwahnsinnig

"Das
Schicksal
nutzt die
Chancen,
die man
ihm gibt."



Professor keine Ahnung, wie er an Startkapital kommen sollte.

„Da hatten wir das Glück, dass IBM ein riesiges Lager an Bauteilen für ihre Computer loswerden wollte. Weil sie das aber hätten professionell entsorgen müssen, hatten wir IBM vorgeschlagen, dieses Lager an uns abzutreten. Damit waren sie die Verantwortung los und wir durften ganz legal die Komponenten weiter verwerten.“

Ein gutes Geschäft. Denn Bruno Reihl hatte dafür nur 100 000 Mark zahlen müssen, obwohl das Lager gut und gerne 20 Millionen wert gewesen war.

wurde. Er musste für ihn ein Korrektiv erschaffen. Was machte er? Er erschuf einen Kollegen!“

Kurz und gut: Bruno Reihl entschied, dass Professor sein zwar gut sei, dass er aber eine neue Herausforderung in der Wirtschaft brauche. Und so trat der Professor von seinem Lehrstuhl zurück – was es zuvor in Deutschland noch nie gegeben hatte – und wurde Entwicklungschef bei einer Medizintechnikfirma in der Schweiz. Endlich war er wieder in seiner geliebten Schweiz, wo er sich immer besonders wohl gefühlt hatte. Bis Hoffmann La Roche dieses Unternehmen vom Markt wegkaufte.

Das war wirtschaftlich gesehen für Reihl zwar kein Nachteil. Im Gegenteil. Aber es stellte sich ihm die Frage: Was nun? Rumsitzen ist sein Thema nicht. Also eröffnete er ein Beratungsunternehmen, mit dem er bald nicht nur Analysen von Wirtschaftsprozessen in Unternehmen anfertigte, sondern von deren Inhabern auch gleich aufgefördert wurde, seine Analysen in wirtschaftliche Realität umzusetzen.

Das Buch

„Da habe ich wieder viele spannende Erfahrungen machen dürfen. Meistens mit deutschen Unternehmen,“ sagt er mit dem sympathisch ironischen Unterton, der für seine Ausdrucksweise charakteristisch ist. „Dabei fielen mir viele der in Deutschland so üblichen Formalien massiv auf. Und weil ich mich in der Schweiz inzwischen zuhause fühlte, schrieb ich auf, was mir an Unterschieden zwischen Deutschen und Schweizern aufgefallen war. Daraus wurde ein Buch mit dem Titel `Der feine Unterschied´ und hat mir in der Presse den Titel `Schweizerflüsterer´ eingetragen.“ Hier lacht er von Herzen, weil er gerne in der Schweiz und besonders im Kanton Schwyz lebt und die Deutschen nicht verstehen kann, die sich hier aufführen als wären sie daheim. „Ich mache doch auch nicht einen Besuch bei Freunden, um mich dann dort wie zuhause aufzuführen,“ sagt er mit einem inneren Kopfschütteln.

„Auf jeden Fall ist das Buch jetzt in der zweiten Auflage und erfreut sich einer regen Leserschaft. Aber auch das ist getan. Und so fragte ich mich nach all den spannenden Dingen, die ich in Forschung und Wirtschaft erleben durfte: `Was machst du jetzt?´. Als Experimentalphysiker bin ich diese Frage naturgemäss systematisch angegangen.

Namibia

Es gibt sieben grosse Problemfelder, die der Mensch in Zukunft lösen muss: HIV und andere Virenerkrankungen, Nahrung für alle Menschen, sauberes Trinkwasser, Energieerzeugung und Energiespeicherung, Transportwesen

und Erderwärmung. Mit meiner Ausbildung und Erfahrung war mir das Thema `Energie´ natürlich am nächsten. Und so habe ich mir angeschaut, wo auf der Welt die Sonneneinstrahlung hoch und ganzjährig weitgehend konstant ist. Es gibt fünf Regionen – die Atacama Wüste in Südamerika, die Mojave Wüste in Nordamerika, weite Bereiche in Australien, die arabische Halbinsel, und das südwestliche Afrika. Und weil in Namibia aus Kolonialzeiten noch viel deutsch gesprochen wird, und das Land als die Schweiz Südafrikas gilt, wollten wir es dort versuchen.“

Wenn man in unseren Breitengraden Solaranlagen installiert, dann brauchen die bis zu zehn Jahre, bis sie sich amortisiert haben. In Namibia sind es zwei Jahre. Das versprach ein interessantes Geschäft zu werden. Denn als das war es geplant gewesen: „Wir wollten auf unsere alten Tage noch Gutes mit dem Geschäft verbinden,“ sagt er fast entschuldigend. „Also haben wir uns aufgeteilt: Mein Kompagnion zog zusammen mit seiner Familie nach Namibia und leitet seitdem Verkauf und Installation der Anlagen vor Ort. Ich blieb in der Schweiz, weil kein Lieferant Geschäfte mit Firmen machen wollte, die ihren Sitz in Afrika haben. Mit Unternehmen in der Schweiz ist das was anderes. Also kaufe ich die Waren mit unserer Schwyzer Firma ein, bezahle sie und verschiffe sie nach Namibia.“

Nach fünf Jahren hat Bruno Reihls kleines Unternehmen die Dächer Namibias so weit mit Solaranlagen versorgt, dass er den Eindruck hat, der Markt sei gesättigt. „Deswegen planen wir jetzt, Stromproduzent in Namibia zu werden und kleinere Solarkraftwerke für die Städte dort zu bauen.“ Wenn man ihn bei dieser Aussage anschaut, ahnt man, dass auch das ein gutes Geschäft werden wird. Sonst würde er es wohl nicht machen.

Auf jeden Fall steht noch ein weiterer Satz auf Bruno Reihls Homepage. Er lautet: "Das Schicksal nutzt die Chancen, die man ihm gibt." Bruno Reihl hat seinem Schicksal viele Chancen gegeben. Und dessen Antworten faszinierend genutzt. 🍀

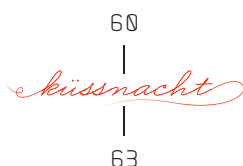


Küssnacht

*Küssnacht by night mit
Merlischachen
FOTO: Stefan Zürrer*



DIE MUNDART— ISTIN



IN KÜSSNACHT SCHREIBT MARGRITH
BOHREN-GÖSSI GESCHICHTEN IN MUND-
ART. DIE KÖNNEN SICH HÖREN LASSEN
– WEIL MAN SIE GUT LESEN KANN.

von Andreas Lukoschik

Die kleine Tochter des Wirtes vom Grindelwalder „Bernerhof“ konnte in den kargen Nachkriegsjahren von Spielsachen nur träumen. Weil träumen aber ihre Sache nicht war, dachte sie sich Spiele aus. Für sich und ihre Schwester. Wie den halbsbrecherischen „Cresta Run“ auf einem Schlitten im Treppenhaus des elterlichen Hotels. Das geschah natürlich nicht zur Freude ihrer Eltern. Im Gegenteil.

Dem Vater war es peinlich, als die beiden bei ihrer Schlittenfahrt das Stiegenhaus hinunter donnerten und direkt vor den Füßen der Stammgäste landeten. Die fanden jedoch beruhigende Worte für den Vater: „Das syge wahrhaft zwei aufgweckti Numero,“ meinten sie, „die sygen

gwiss dem Tyfel ab em Charre gchyd, enem faaren-den derzue; denen chemi zminscht eppis i Siin.“

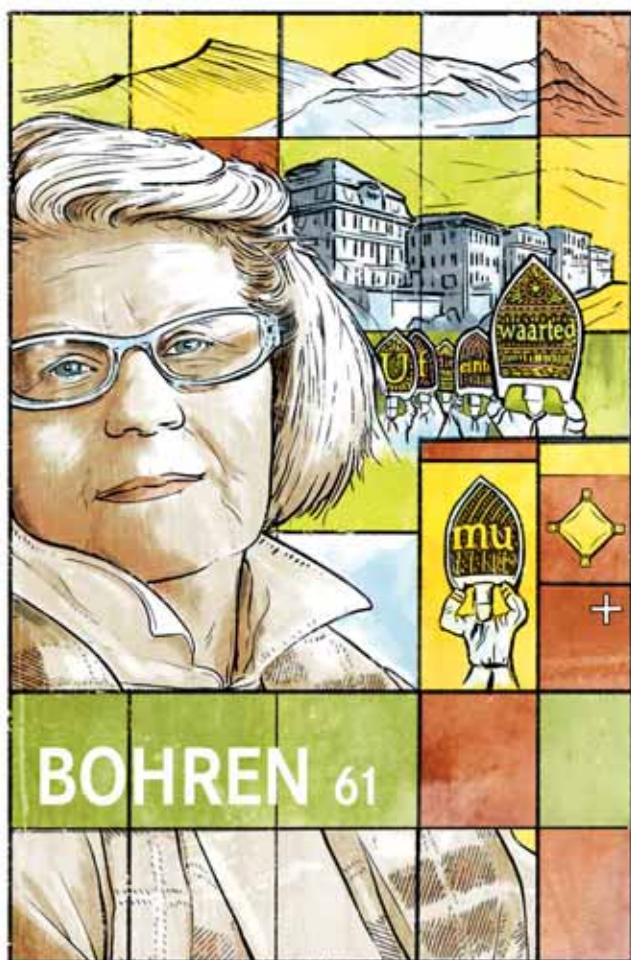
So beschreibt Margrith Bohren-Gössi in klarster Mundart ihre Kindheit in dem Buch „Uf die einte waarted mu“, das im Zytglogge Verlag erschienen ist. Diese Sammlung herrlicher Geschichten – die bereits kurz nach Erscheinen in der zweiten Auflage gedruckt wird – ist nicht nur beredtes Zeugnis vom Lebensweg, der die kleine Margrith von Grindelwald zur Margrith Bohren-Gössi ins Schwyzer Küssnacht führte. Es ist auch ein sprachgewaltiges und –gewandtes Zeugnis dafür, wie schön Mundart sein kann. Wenn man sich die Mühe macht, sie in Schrift zu giessen.

Die Schreibweise

Genau das hat sie getan – und damit Pionierarbeit geleistet. Was naturgemäss nicht einfach ist. Denn natürlich gibt es nicht DIE Mundart. Sondern Mundarten. Und davon so viele, wie es Eltern gibt, die zu ihren Kindern mit grossem Wortschatz oder kleinem sprechen: ausdruckstark oder nüchtern, urchig oder raffiniert.

„Mein Vater hatte schon in ganz jungen Jahren in gehobenen Hotels in Paris und London gearbeitet und war von daher sprachgewandt. So hat er uns auch erzogen: Wir lernten bereits als kleine Kinder französische und englische Ausdrücke und spürten, dass andere Sprachen verschiedenartig klangen. Nicht nur im Ohr, sondern auch im Herzen. So wurde Sprache sehr rasch etwas ganz Elementares in meinem Leben; gerade auch die Mundart. Sie ähnelt der Aquarellmalerei, mit ihren feinen Abstufungen und fliessenden Übergängen.“

Genau so schwierig wie Wasser ist auch Mundart festzuhalten. Denn es gibt für die geschriebene Form keine übergreifend verbindliche, zeitgenössische Grammatik. Zudem verändert sich Sprache im Allgemeinen und Mundart im Besonderen beständig. Und so erinnerte sich die Autorin, dass Wasser jede Form annehmen kann, je nachdem in welches Gefäss man es giesst. Weil geschriebene Sprache zuerst vom Auge erkannt und dann vom Gehör verstanden werden muss, entschied sich Margrith Bohren-Gössi für die phonetische Schreibweise. Sie schreibt deswe-



H

O

P

P

gen so, wie man spricht. Sinnfälligstes Beispiel: „st“ ist bei ihr „scht“.

„Der deutsche Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt, spricht von `Hanse-s-tadt`,“ erläutert sie ihr Tun. „Das passt. Aber bei uns heisst es eben `Schtadt` und deshalb sollte es auch so geschrieben werden.“

Dem mundartlosen Berichterstatteer fiel es übrigens nicht nur leicht, ihre Texte zu lesen. Er fand es geradezu erhellend, diese von ihr konsequent angewendete Schreib-Art sich laut vorzulesen und sich dabei das Geschriebene auf der Zunge zergehen zu lassen. Eine völlig neue Erfahrung, die – ganz ohne Scherz – Spass gemacht hat.

Sprache

„Ich habe von klein auf alles gelesen, was ich in die Finger bekam,“ erklärt Margrith Bohren-Gössli ihre Leidenschaft zum geschriebenen Wort. „Meine Mutter verzweifelte manchmal regelrecht, weil ich auch Dinge las, die ich gar nicht lesen sollte... ja durfte. Aber Sprache war für mich, so lange ich denken kann, stets von hohem Stellenwert.“

Nicht nur Mundart und Deutsch. Die Hotelierstochter aus dem Grindelwald der Nachkriegszeit war zwar alsbald in Englisch, Französisch und Italienisch sattelfest. „Aber die deutsche Hochsprache ist natürlich *meine* Sprache. Dennoch ist die Palette an Ausdrucksmöglichkeiten, die mir die Mundart bietet, breiter und ... spielerischer. Wir haben Ausdrücke, die sind so melodisch und haben einen so besonderen Klang, dass ich ...“ Sie zögert einen Moment, ehe sie fortfährt: „Hochsprache ist genauer, prägnanter. Doch bedarf es nicht immer solcher Treffsicherheit. Manchmal braucht es Herz und Seele.“ Sprich: Mundart.

Wohl dem, der sie hat!

Und dann wechselt sie und sagt: »We d Hoochschpraach es Schach wäär, hätti dr Dialäkt mee Äändlichkeit mid dem „Eile mid Weile“. Verglyche mer d Hoochschpraach eender mid Mathe-matik, ischt dr Dialäkt waarschyndli en Abakus, u we mer d Hoochschpraach Bach zueordneten – dem wooltemperierten –, miesst dr Dialäkt bim

läbhaften, beseelten Offenbach aagsidleta syn.«
(*So liest sich übrigens ihre phonetische Schreibweise.*)

Wer diese Worte verstanden hat, kann die nächste Verständnis-Stufe mit diesem Gedicht erklimmen, in dem Margrith Bohren-Gössli erklärt, wann sie in Mundart schreibt:

**wes mi albe fresch-
delled / bim Schrii-
ben / wägslen ii –
i min Dialäkt**

**wärme die schtiife
Fingra draan / wie ar
alten Chuischt / de
louft e cheschtligi
Wermi / ubren Rigg
uaha / setzt si siiferli
uf d Agsli**

**d Taschtatuur wird
ulliidigi / d Buech-
schtabe / fään aafaa
tanzen u si z trääien /
suechen ires Plätzli /
uf em wiissen Blatt**

**u pletzli uberchund
dr Tägscht / Farb u
Form – / u Läben**

Verdichtetes

Leben kann sie aber auch in der
Hochsprache entzünden. Und Witz. Mit
wenigen Zeilen.

**Wenn das Telefon /
nicht klingelt /
weiss ich / du bist
am Apparat /**

... ich rufe zurück

Oder:

**sie liebten sich /
mit Haut und Haaren**

**als die Haare sich
lichteten / die Haut
Falten warf / aber
waren sie ratlos**

**wie wollten sie sich
fortan lieben**

„Andere Leute spielen Golf,“ sagt sie mit
einem verschmitzten Blitzen in den Augen, „ich
habe stattdessen einen kleinen Eigenverlag.“ Er
heisst so, wie sie schreibt: „inbrevi“ – kurz und
präzis. Dort verlegt sie ihre Metarismen – eine
Wortfindung aus Meta-thern und Apho-rismen.
Eine Kostprobe?

**„Neidhammel lösen
den gefährlichsten
Herdentrieb aus.“**

Oder:

„Wann ist nie?“

Ein anderer:

**„Eigenartig, dass
stets die Ausnahme
auf die Einhaltung
der Regel pocht.“**

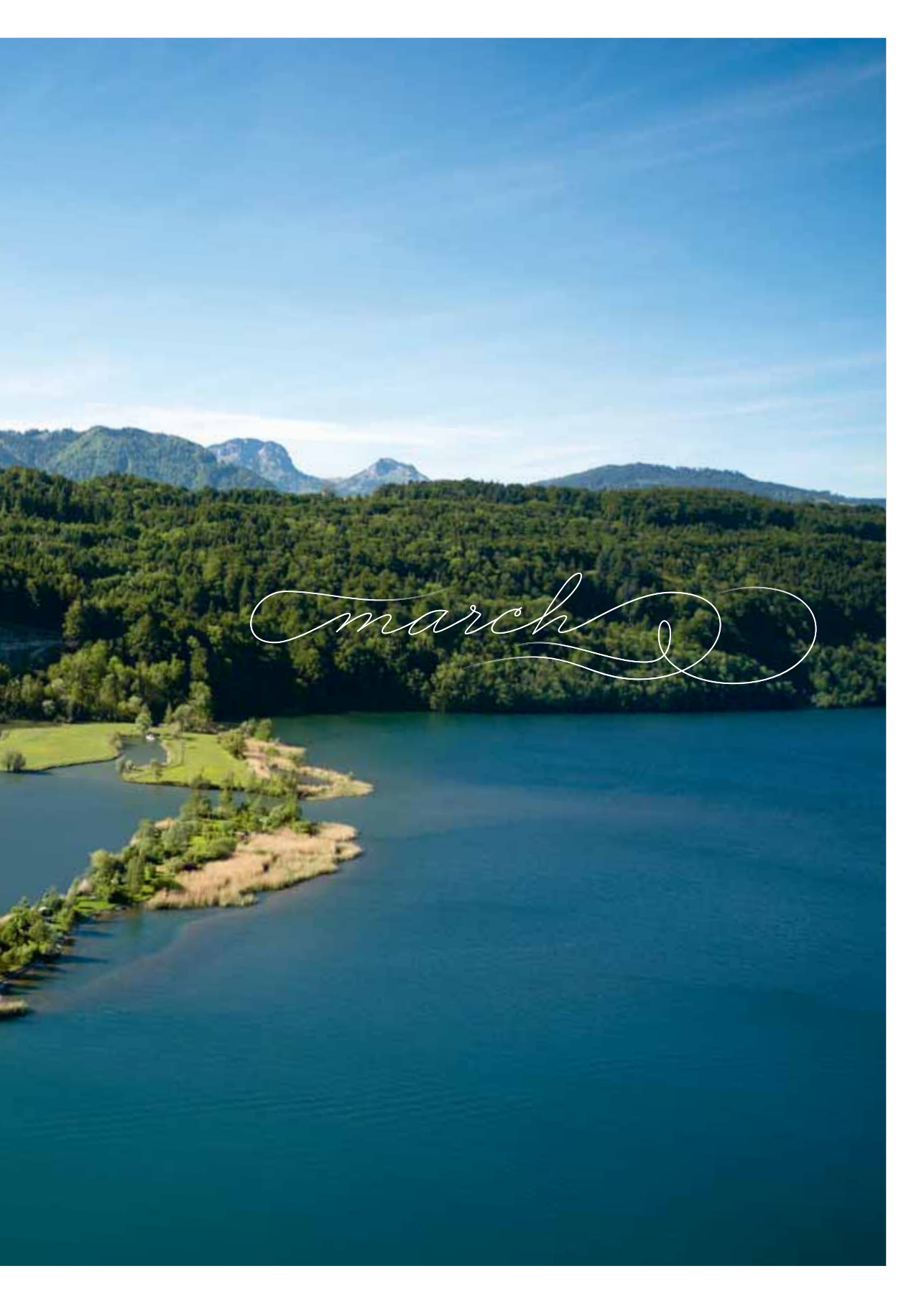
Und zum Schluss:

**„Pfeifen wir auf die
Weisheit, die das
Alter verspricht –
bewahren wir uns
lieber unsere
Neugier.“**

Ob Mundart oder Hochsprache – Mar-
grith Bohren-Gössi beherrscht nicht nur beide,
sondern auch deren Vorstufe – das Denken.
Und: Sie tritt mit ihrer Dichtkunst den Beweis
dafür an, dass „Schriftdeutsch“ nicht zwangsläufig
Hochsprache sein muss, sondern sehr wohl Mund-
art sein kann! Solange es nur deutsch geschrieben
ist. 🍷

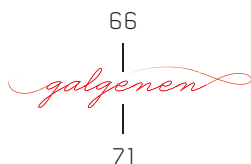


*Bätzimatt im Obersee
mit dem bewaldeten
Rücken des mittleren
Buchbergs
FOTO: Stefan Zürrer*



march

DER BÜHNEN- BILDNER DER ZAUBERWELT



WIE EIN SCHWYZER DEN
GROSSEN MARKEN DER WELT
DIE BÜHNEN BAUT

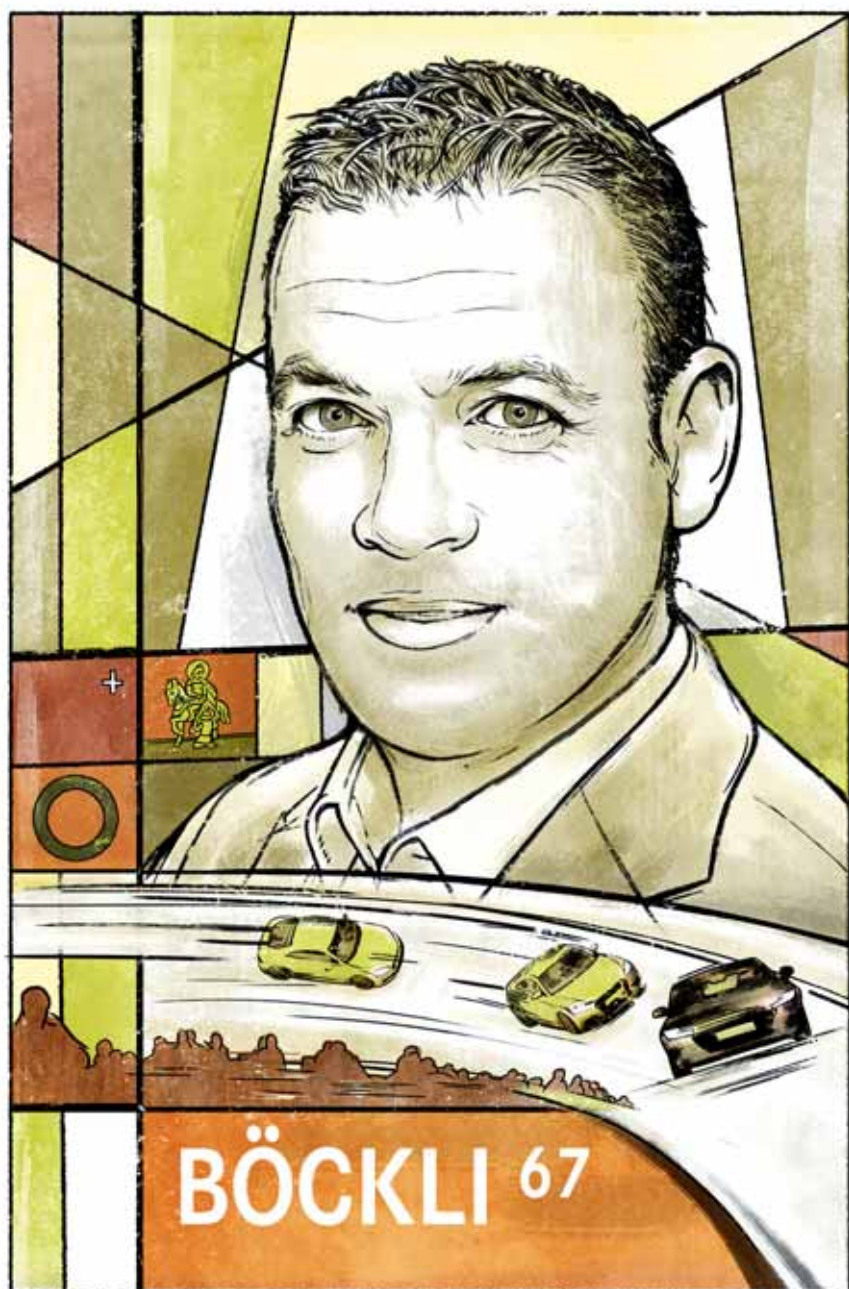
von Andreas Lukoschik

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen in einer grossen Halle. Vor Ihnen eine 180 Grad gebogene Leinwand, auf der ein futuristischer Film des neuesten Audi TT präsentiert wird. Schnelle Schnitte. Rasante Fahrten. Plötzlich fährt erst ein Auto – natürlich der neue Audi TT – über die Leinwand, dann zwei, dann drei. Live! Dabei entpuppt sich die gebogene Leinwand als Steilkurve, die – wie eine Bobbahn – als befahrbare Projektionsfläche genutzt wird. Film und Wirklichkeit gehen ineinander über. Und nicht nur das. Im nächsten Schritt dürfen Zuschauer der Präsentation mit den Fahrern durch die Steilwand brausen. Das ist Gänsehaut und Autoeinführung für Auge, Hirn und – Bauch.

Mit derart unglaublichen Präsentationen werden in der Autoindustrie neue Produkte präsentiert. Ausgedacht von Kreativen in London, Paris, München oder Berlin. Gebaut von einer Schweizer Firma. Deren Gründer wohnt in der beschaulichen March. Genauer gesagt im 5000-Seelen-Ort Galgenen. Andy Böckli ist sein Name.

Gut, er lebt zwar hauptsächlich auf der Autobahn und in Flugzeugen, zuhause ist er jedoch am Hügel von Galgenen. Von dort blickt er durch eine riesige Scheibe auf die March und den Zürichsee. Weil er das braucht.

„Ich bin ein Seebub,“ sagt er über sich, „wenn ich auf meinem Segelboot bin, fällt aller Stress von mir ab.“ Doch auch der feste Boden unter seinen Füßen macht ihm Freude: „Ich geniesse selbst die Fahrt nach Frauenfeld,“ dort befindet sich seine Firma ADUNIC, „früh morgens, wenn der Seedamm noch frei ist. Und abends komme ich über den Ricken heim.“ So hört sich ein begeisterter Schweizer an.







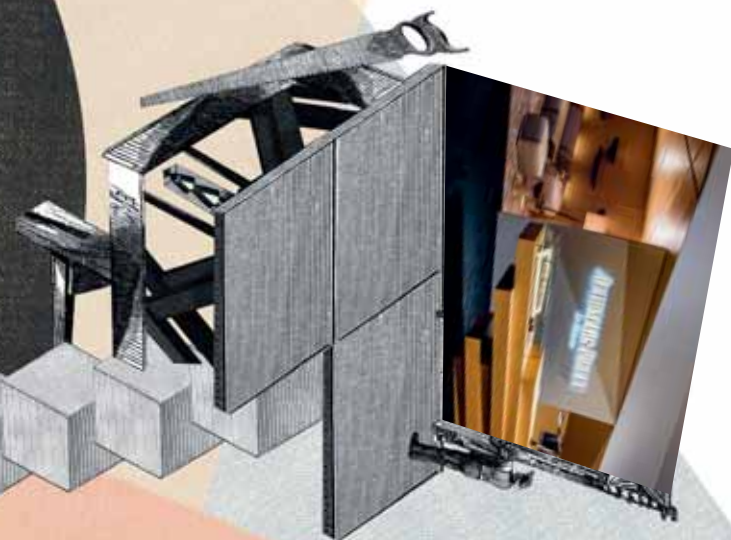
„Zur Zeit entdecke ich die Schönheiten des Wägitalersees und mache manchmal früher Schluss. Dann packe ich einen kleinen Rucksack und gehe noch mal vor dem Sonnenuntergang eine Runde wandern. Das ist schon ein schönes Fleckchen Erde.“ So hört sich ein begeisterter Schwyzer an.

Machen!

Begeisterungsfähigkeit gehört zu seinem Beruf dazu. Aber vor allem ein kühler Kopf. Denn von Andy Böckli wird erwartet, dass er Träume wahr werden lässt. Was sich Szenografen, Werbe-fachleute und Architekten im Auftrag von Unternehmen ausdenken, muss er mit seiner ADUNIC in Holz und Stahl und Licht und Leinwand umsetzen.

Das „House of Switzerland“, das anlässlich der Leichtathletik EM auf dem Sechseläuten-Platz in Zürich stand, hat sein Team gebaut. Den „Deutschen Pavillon“ auf der EXPO in Mailand ebenfalls. Und für die Olympischen Sommerspiele 2016 in Rio möchte er die Sponsoren pavillons so bauen.

Wobei jeder Bau ein Unikat der besonderen Art ist. Im EXPO-Pavillon Österreichs wird zum Beispiel auf 560 Quadratmetern ein komplettes Waldstück gepflanzt. Die Bäume mit einer gesamten Blattoberfläche von 43'200 Quadratmetern produzieren in dem „breathe.austria“ genannten Pavillon 62,5 Kilogramm Sauerstoff pro Stunde und zeigen als Photosynthesekollektor die klimakühlende Wirkung des Waldes.



Sie bilden einen sinnlich wahrnehmbaren Gegenpol zur vorgefundenen Luft und dem Klima Mails. Built by ADUNIC und dem Österreichischen ARGE-Partner „Kaufmann Bausysteme“.

Ganz anders wird das – weniger temporäre als vielmehr stationäre – „FIFA World Football Museum“ im Zürcher Bahnhof Enge sein. Dort setzt Böckli im Auftrag einer Berliner Agentur für die FIFA den Ausstellungsbau in die Tat um. Präsentiert werden unter anderem die grossen Pokale, die wir Zuschauer und Leser nur aus dem Fernsehsessel kennen. Dreidimensional – und fast zum Anfassen.

Im Sport sind Böcklis Bauten gefragter denn je. „Temporäre Bauten werden die Zukunft bei sportlichen Grossveranstaltungen sein,“ sagt er. „Wenn man sich die verschiedenen Arena-Ruinen anschaut, die unter Aufbietung gewaltiger finanzieller Ressourcen entstanden sind und jetzt einheimischen Kühen als Weidegrund dienen, dann fragt man sich, ob da nicht ein anderer Weg sinnvoller wäre. Wir denken, dass temporäre Bauten dieser neue Weg sein könnten.“

Die Mannschaft

Andy Böckli baut, was sich andere ausdenken. Gemeinsam mit seiner aus 50 hochspezialisierten Profis bestehenden Mannschaft.

„Es sind ganz spezielle Typen, die bei uns arbeiten,“ sagt er mit deutlichem Respekt in der Stimme. „Da hat jeder ein grosses Netzwerk und ein einmaliges Arbeitsethos. Wissen Sie, bei unseren temporären Bauten geht es immer um einen ganz bestimmten Zeitpunkt, an dem alles fertig sein muss. Die Olympischen Spiele oder eine

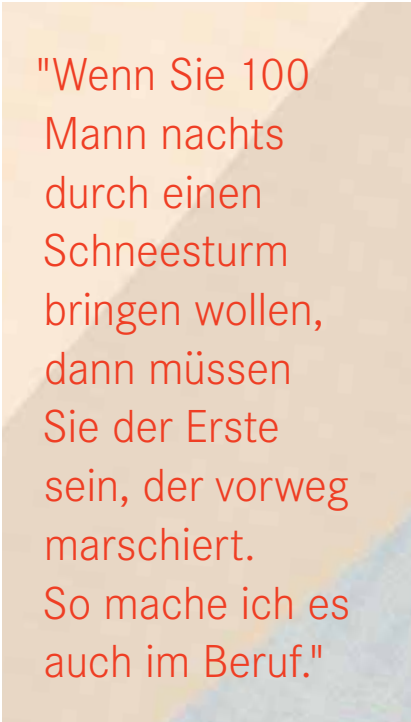
EXPO werden nicht verschoben, nur weil unsere Bauten nicht fertig sind. Oder die Eröffnung des Autosalons in Genf. Oder. Oder. Oder. Das bedeutet, dass unsere Leute vor Ort lange am Stück arbeiten. Werktags und sonntags. Bis zum Zeitpunkt X. Wenn dann alles steht, fahren die meisten gleich danach weg. Ausspannen. In die temporären Ferien,“ sagt er und lacht. „Auf diese Weise 120 Prozent zu bringen, das kann nicht jeder. Unsere Leute schon. Deshalb sind unsere Mitarbeiter das herausragende Alleinstellungsmerkmal unseres Unternehmens.“

Apropos „wegfahren“. Was passiert eigentlich mit den temporären Bauten, wenn ihr „Tempus“ vorbei ist?

„Da arbeiten wir noch an einer befriedigenden Lösung. Zur Zeit werden viele davon weggeworfen. Weil das billiger ist, als es aufzubewahren und wiederzuverwenden. Es liegt in der Natur dieser Bauten, dass sie einzigartig sind und einmalig bleiben. Ein späterer Wiederaufbau (mit Ausnahme vom House of Switzerland) ist selten vorgesehen. Trotzdem werden die Materialien nach Möglichkeit in den Kreislauf zurückgespielt. Stahl

geht zum Einschmelzen, Möbel zum Mietbedarf, Holz wird entsorgt, Abfall recycelt und Diverses kann über Online-Plattformen wieder verkauft werden. Das ist letztlich ein Paket von Einzelmassnahmen. Aber wir sehen hier Potenzial, das Ganze noch weiter zu verbessern.“

Die funktionierende, nachhaltige Lösung auf ganzer Linie fehlt



"Wenn Sie 100 Mann nachts durch einen Schneesturm bringen wollen, dann müssen Sie der Erste sein, der vorweg marschiert. So mache ich es auch im Beruf."

noch. Das verwundert nicht wirklich, weil es das Unternehmen erst seit 2014 gibt. Gegründet in Altendorf SZ. Was bedeutet der Name ADUNIC eigentlich?

„Als wir die Firma gründeten, haben wir hier in Galgenen bei einer Flasche Rotwein gesessen und an einem Namen gearbeitet. Er sollte im englischen Sprachraum aussprechbar sein, natürlich etwas mit unsrer Arbeit zu tun haben und im Netz noch nicht mit einem '.com' besetzt sein. Am Ende hat uns 'aedificare unicus' am besten gefallen. Das heisst so viel wie 'einzigartig bauen'. Abgekürzt 'ad unic'.“

Seit der Firmengründung hat Andy Böckli einen rasanten Start hingelegt. „Normalerweise muss man sich bei der Vergabe von Grossprojekten bei den Auftraggebern erst hochdienen. Das dauert – wenn es gut läuft – gemeinhin um die drei bis fünf Jahre. Wir haben es in einem Jahr geschafft. Das liegt nicht nur an mir, sondern vor allem am Ruf unserer Mitarbeitenden. Mit ihnen wollen unsere Kunden immer wieder zusammenarbeiten.“

Führen!

Andy Böckli strahlt eine Dynamik und Kraft aus, dass es für sein Gegenüber keine Frage ist, ob er das, was er verspricht, auch halten kann. Dazu gehört auch seine Erfahrung im Führen.

„Das Führen habe ich beim Militär gelernt,“ sagt er. „Ich führe von vorn. Wenn Sie 100 Mann nachts durch einen Schneesturm bringen wollen, dann müssen Sie der Erste sein, der vorweg marschiert. So mache ich es auch im Beruf.“

Manchem beim Militär war der Führungsstil des Oberstleutnants im Generalstab zu sehr wie in einem Unternehmen. Und in manchen Firmen, in denen Böckli früher gearbeitet hat, war einigen der Stil zu militärisch. „Aber so bin ich halt,“ sagt er und schenkt vergnügt ein Glas stilles Wasser nach.

Wenn man sich die Firmen anschaut, in denen er an führender Stelle war, so waren die sehr technik-lastig: ABB, ITT, Oerlikon Balzers. Aber das wundert nicht, denn er ist gelernter Elektronikingenieur mit einem Executive MBA der Hochschule St. Gallen. Doch eines Tages entdeckte er den Bau von Bühnenbildern, damit andere darauf zaubern können. Siehe Audi TT.

Seine ganz spezielle Mixtur an Erfahrungen braucht es wohl, um die komplexen Aufträge seiner Kunden auszuführen. Dabei gibt es die Aussage „das geht nicht“ bei Andy Böckli und seinen Leuten selbstverständlich nicht. Natürlich kann es sein, dass eine Idee nicht realisiert wird, weil der Weg dorthin zu teuer ist.

Doch vieles, was auf den ersten Blick nicht realisierbar zu sein scheint, stellt sich nach einer gründlichen Behandlung durch Andy Böckli als durchaus machbar heraus. Denn: „Grundsätzlich geht alles!“

Draussen!

Sagt er und schwingt sich einen kleinen Seesack über die Schulter. Dann fährt er mit dem Lift hinab in die Garage und macht sich auf den Weg zum See. Denn heute hat er sich noch eine kleine Bootstour auf dem Zürichsee verordnet. Seine private Bühne für die Ent-Spannung. Was wünschen sich doch Seeleute untereinander? Genau: „Immer eine Handbreit Wasser unterm Kiel!“

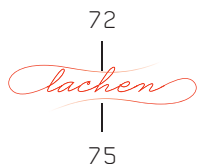
Aber darüber muss man sich bei Andy Böckli keine Sorgen machen. 🍷

Hafen

Hafen

DER LACHNER AN SICH!





ZWEITE FOLGE
ÜBER DIE VIELFALT
DES SCHWYZERS

von Kaspar Michel

L A C H E

Lache heisst mys Dorf am Sey,
de Name cha hübsch stimme;
am Sey löhnd vill mir üs lo gseyh
zum Spile, Fische, Schwimme.
Sys Gländ isch wyt für alle fry,
drumm chömmer rächti Seychind syl!

Denäbet isch mys Lache chly,
wänn wird mit Cloufter gmässe,
doch sind, as mir chönd flyssig sy,
Fabrike nidergsässe
für Möbel, Syde, Teppisch, Schueh,
Maschine-Branche au dezue.

Lache hiesst uf andri Art,
me sell vor Freude strahle,
me sell i dem, wo üs hät gnarrt,
mit Schmunzle umezahle.
Statt brumme mit me bööse Gsicht,
hät härzli Lache bessers Gwicht.

Isch z'Tages Last und Müeh verby,
tüend d'Lachner gäre lache,
so sells im frye Spil au sy,
wo mir hüt tuend mitmache:
Und stiendet mir a zweiter Stell,
Mir Lachner lachet, siggs wes well!



Die Bewohnerinnen und Bewohner des Kantons Schwyz fühlen sich stärker an ihre Gemeinde und ihre Region gebunden als an den Kanton. Sie sehen sich primär als Steiner, Märchler, Einsiedler, Wollerauer, Wägitaler, Höfner, Küssnacher, Ybriger und so weiter. Heute widmen wir uns dem „Lachner“.

Wer eine so entspannte Einstellung dem Leben gegenüber einnimmt, wie es der Lachner Dorfdichter und langjährige Primarlehrer Marzell Stählin (1928 –1985) in unverfälschter Lachner Mundart in seinem Gedicht „Lache“ beschreibt, verfügt über ein fröhliches Mass an Souveränität. Und so fühlt sich der Lachner auch – als Souverän.

Denn er hält etwas auf sich. Und auf sein Dorf am See! Nicht aus Überheblichkeit – das wäre ein Zeichen von Unsicherheit – sondern aus gesundem Selbstbewusstsein. Denn die malerische Ansicht und der fast kleinstädtische Charakter haben Lachen seit jeher aus dem Schönheitswettbewerb mit den anderen Märchler Dörfern herausragen lassen. Vor allem die mächtige Dorfkirche mit ihrer Doppelturmfassade und das vom See her eindruckliche Bild mit den ansteigenden Voralpen und den leicht verschneiten Wägitaler Bergen, die sich hinter den wohlproportionierten Bauten erheben, zogen bereits im 16. Jahrhundert bedeutende Kunstschaaffende an.

Nicht allein das gefällige Äussere, auch die Inhalte sind dem Lachner wichtig. Er sieht sein Dorf – historisch bedingt – als politisches Zentrum des äusseren Kantonsteils. Und natürlich des Bezirks March, dessen offizieller Hauptort Lachen ist.

Schliesslich steht nebst dem religiösen Wahrzeichen als profaner Kontrapunkt das würdige Märchler Rathaus mitten in den geschichtsträchtigen Häuserreihen. Das ist keine Selbstverständlichkeit, war doch noch im Spätmittelalter das benachbarte Altendorf das politische Zentrum der Gegend – bis die Rapperswiler Adelsleute es vorzogen, auf die gegenüberliegende Seeseite zu ziehen.

Ein Umzug, der den Lachnern zum Vorteil gereichen sollte. Denn der aus luxemburgischem Haus stammende spätere Kaiser Sigismund installierte im Jahr 1415 in Lachen einen florierenden Wochenmarkt. Seine Absicht war es, ein Gegengewicht zum habsburgischen Rapperswil zu setzen. Damit begann der Aufstieg des damals noch kleinen und unwichtigen Fischerdorfes. Und das mit königlichem Rückenwind! Der wirtschaftlichen Bedeutung folgte die politische: 1507 baute man ein stattliches Rathaus und liess sich von allen Ständen der Eidgenossenschaft als Zeichen der Autonomie prächtige Wappenscheiben für den Ratssaal liefern.

Doch die bewusst zelebrierte Eigenständigkeit konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Lachen und die March eine von Schwyz abhängige, „angehörige Landschaft“ waren, was

sie bis 1798 blieben – eine durchaus traumatische Erfahrung. Denn die Lachner wehrten sich in schöner Regelmässigkeit gegen dieses Diktat. Oft genug erfolglos – was die Beziehung nicht harmonischer machte.

Die Glut der latenten Rebellion wurde so nie zu kalter Asche. Im Gegenteil: Mehrmals versuchte man sich zu verselbständigen und die zunehmend drückende Schwyzer Herrschaft, die schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts zur Untertanenschaft mutierte, abzuschütteln. Die grosse Zeit des nachhaltigen Widerstandes kam jedoch erst mit dem abrupten Ende des Ancien Régimes.

Von Lachen ging fortan eine starke Opposition und freiheitliche Bewegung aus, die in der Trennung vom „alten Land Schwyz“ im Jahre 1833 gipfelte. Für wenige Monate wurde Lachen zum Kantonshauptort des neu konstituierten „Kanton Schwyz äusseres Land“, der kurzzeitig von den übrigen Kantonen sogar offiziell anerkannt wurde. Man gab sich – gemeinsam mit Küssnacht, Einsiedeln und Teilen der Höfe – eine eigene, moderne Verfassung und bestellte Regierung und Parlament. Die wirtschafteten beeindruckend erfolgreich.

Dem Trennungs-Spuk setzten die anderen Kantone jedoch ein Ende, als sie nicht länger bereit waren, der Zerrüttung des völlig zerstrittenen Gründungskantons zuzuschauen und seine zunehmend bürgerkriegsähnlichen Zustände zu tolerieren. Das Resultat war die erzwungene Wiedervereinigung. Sie geschah unter einer recht soliden Verfassung. Deren Vorlage war die des „äusseren Kantons Schwyz“. Kurzum: Die neuen Ideen der Lachner standen damals im Mittelpunkt heftiger politischer Turbulenzen. Ein Umstand, der der Souveränität der Lachner weitere Flügel verlieh.

Dazu gehört auch die Erkenntnis: Tempi passati! Eine gewisse Skepsis zu allem, was „aus Schwyz“ kommt und „ennet dem Sattel“ ausgemacht wurde, hat sich der Lachner zwar erhalten. Allerdings verwischen sich diese historisch bedingten Wahrnehmungen zunehmend, was durchaus an der Zeit ist. Eine Haltung, die ein weiterer Beleg für die Souveränität des Lachners ist.

Denn – zugegeben – so, wie der Lachner gewisse althergebrachte und längst nicht mehr gerechtfertigte Vorbehalte gegenüber Schwyz hegte, so sah auch die restliche March nicht immer nur mit uneingeschränktem Wohlwollen auf seinen malerisch gelegenen Bezirkshauptort. Mindestens zwischen den Zeilen fehlten in vergangenen Jahrzehnten nie kleine Sticheleien zwischen der an Bedeutung wachsenden Ortschaft Siebnen und dem seit jeher selbstbewussten Lachen mit seinen im 20. Jahrhundert bedeutenden Industrien. Auch das Verhältnis zum benachbarten Altdorf war nicht immer so entspannt wie heutzutage. Geschadet hat das allerdings niemandem. Heute sitzt man vereint am Tisch – in vielen Vereinen, bei gemeinsamen Vorhaben und bei wichtigen Entwicklungsprojekten.

Allerdings meist in Lachen, dem „Dorf am Sey“. Das nicht allein deshalb, weil es dort so schön ist, sondern, weil „Mir Lachner lachet, siggs wes well.“ ☹

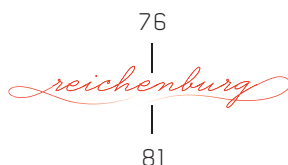
LACHEN

– Lachen ist – obwohl flächenmässig die kleinste Gemeinde des Kantons – historisch bedingt das politische, kulturelle und wirtschaftliche Zentrum des Bezirks March

– Bekannt ist die weithin gut sichtbare, dorfbildprägende doppeltürmige Pfarrkirche Hl. Kreuz mit ihrem mächtigen Geläut. Sie bildete jahrhundertlang ein beliebtes Sujet für Künstler.

– Ob die "Lachner Chilbi", das "Kapellfest" oder die Fasnacht mit ihren traditionellen Figuren – wesentlich bleibt ein lebhaftes Dorfleben mit fast hundert eingetragenen Vereinen.

DER QUALITÄTS VERWO^{..}EHNER



DER CEO DER VERWO AG
BRUNO VOGELSANG
UND DIE SWISSNESS

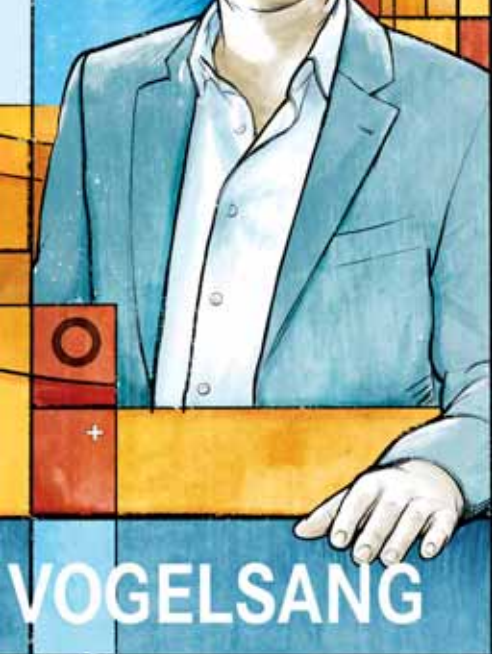
von Andreas Lukoschik

Im Märgler Örtchen befindet sich ein Unternehmen, dessen Klappe wir alle schon einmal gehalten haben – dann nämlich, als wir unsere Briefe in einen der Briefkästen der Schweizer Post eingeworfen haben. Hergestellt werden diese supersoliden und -schönen gelben Briefesammler in erwähntem Reichenburg von der VERWO AG. 20'000 dieser Botschafter eidgenössischer Kommunikationstradition haben die Märgler inzwischen hergestellt. Und ein Ende ist nicht in Sicht. Verdient haben sie es, denn nach einem internationalen Wettbewerb bekamen sie für das beste Angebot als Einzige den Zuschlag der Post.

Auch ABB möchte auf die Zusammenarbeit mit VERWO nicht verzichten. Die stellt nämlich für sämtliche Turbos von ABB Baugruppen her, die dafür sorgen, dass Kreuzfahrtschiffe auf den Weltmeeren weniger Treibstoff verbrauchen. Trotz hoher Motorenleistungen.

Weniger für als gegen den Duft der grossen weiten Welt werden die sogenannten VERWO-Container eingesetzt. Sie nehmen landesweit die kleinen und grossen Müllsäcke auf, die das Leben so produziert, damit die Müllabfuhr der Schweizer Gemeinden sie dorthin bringen können, wo sie hingehören. Auf den Müll.

Das sind nur drei Produkte, die von dem Schwyzer Unternehmen hergestellt werden, das mit seiner Innovations-Power und mechanischen Zuverlässigkeit für das steht, was im Ausland mit SWISSMADE verbunden wird.





Der redet kein Blech

Dass das Unternehmen heute so bewundernswert dasteht, verdankt es seinem Chef Bruno Vogelsang, dem zu Schulzeiten niemand diesen Erfolg prophezeit hätte. Denn das Gymnasium war so gar nicht nach seinem Geschmack. Deshalb beschloss er am ersten Schultag nach den Sommerferien, mit dem Schulbus nicht wieder ins Gymnasium zu fahren, sondern nur bis zur nächsten Haltestelle. Dort stieg er aus, überquerte die Strasse und fragte in der dortigen Garage nach einer Lehrstelle als Mechaniker.

„Eine Stunde später hatte ich den Lehrvertrag,“ sagt er heute mit einem Schmunzeln. „Mit dem bin ich dann zu meinem Vater gegangen. Der hat erst den Vertrag angeschaut, dann mich, dann wieder den Vertrag – und schliesslich hat er wortlos unterschrieben.“

Was vorher im Gymnasium nicht so richtig lief, passte jetzt. Bruno interessierte sich fürs Berufsleben, begeisterte sich plötzlich sogar für schulische Dinge und die Schwierigkeiten der Gymnasialzeit waren obsolet, weil er jetzt etwas hatte, was ihn bewegte. Und das drückte sich auch in seinen Leistungen aus: Er schloss die Lehre mit Auszeichnung ab!

So begann eine Karriere, die ihn nach der Lehre in die Abendmatura brachte, dann ins Studium und heute – mit 38 Jahren – zum CEO.

Er übernahm die VERWO AG von seinem Gründer und führte sie zu ihrer Kernkompetenz zurück, um dann mit Innovationen ihren Horizont zu erweitern. Für die Anforderungen der Gegenwart und der Zukunft.

Wenn man sich Bruno Vogelsangs Entwicklung im Nachhinein anschaut, dann zeichnet seinen Weg dreierlei aus: Zum einen war er oft in seinem Leben zum rechten Zeitpunkt am rechten Ort und hat dort das Richtige getan. Zum anderen waren Fleiss, Neugier und der Wille zur Innovation immer der Motor seines Handelns. Und drittens kann man sich auf sein Wort verlassen. Denn was

"Wir in der Schweiz haben in vielen Jahren die Fähigkeit bewiesen, verschiedenste Problemstellungen zu lösen – sei es in der Produktion, sei es in gesellschaftlichen Themen, sei es in aussenpolitischen Gegebenheiten."



Bruno Vogelsang sagt, gilt. Bis heute. Bei den Menschen, die für die VERWO arbeiten, ebenso wie bei seinen Auftraggebern und Kunden.

Damit Maschinenpark und Denke, sich ständig weiterentwickeln können, sorgt Bruno Vogelsang kontinuierlich dafür, dass Innovationen nicht bloss Konzept sind, sondern ebenfalls betriebliche Realität. So holt er durch die Erweiterung des Angebots auf die gesamte Länge der Wertschöpfungskette – vom Engineering über die Prozessoptimierung bis zur Produktion – auch Aufträge für komplexe Produkte ins Haus, die für ständig neue Kenntnisschübe bei den Mitarbeitenden sorgen. Auch wenn deren Tätigkeit bis heute bescheiden „Blechverarbeitung“ heisst.

Die schneiden alles

Doch wer einmal gesehen hat, wie Metallstücke von einem Millimeter bis zu 100 Millimetern (!)

Dicke mit höchster Präzision „geschnitten“ werden, wird zum staunenden Zuschauer aus der „Sendung mit der Maus“, der verstehen will, *wie die das machen*.

Hier eine kurze Zusammenfassung. Variante eins: Mit 3500 bar wird ein Wasser-Sand-Gemisch durch feinste Düsen punktgenau auf die Metallmoleküle gejagt, die daraufhin klaglos aufgeben und sich voneinander trennen, wodurch der Schnitt entsteht. Variante zwei arbeitet mit Höchsttemperaturen, die von einem Laserstrahl erzeugt werden und haarfeine Schnitte erlauben. Bestimmte Laser können sogar für hochpräzise 3D-Schweissungen genutzt werden.

Eine solche 3D-Laseranlage – wegen ihrer eindrucksvollen Grösse von den Mitarbeitern liebevoll „Einfamilienhüüsli“ genannt – dominiert einen Teil der Reichenburger Werks-halle und ist ein bisschen der Stolz der VERWO. Dieses Wunderwerk der Laserschnitttechnik ist schweizweit das Einzige seiner Art.

Sieht und hört man das alles, vermutet man (zu Recht), einen Paradebetrieb für Swissness vor sich zu haben. Deshalb fragt der Berichterstatter sein vis-a-vis auch genau das: Was macht aus seiner Sicht eigentlich Swissness aus?

Swissness ...

Der überlegt nicht lange: „Lösungen zu finden, so dass man auch gegen einen totalen Eurozerfall bestehen kann. Das haben wir beim letzten Mal gut geschafft und wir werden auch dieses Mal wieder eine Schweizer Lösung finden.“

(Kurze Denkpause)

„Zur Swissness gehört auch, den Industriestandort Schweiz, der schon mehrmals totgesagt wurde, weiter auszubauen, Innovationen aus der eigenen Industrie heraus zu entwickeln oder von aussen kommende Innovationen klug aufzunehmen und diese noch besser zu verwerten.

Wir in der Schweiz haben in vielen Jahren die Fähigkeit bewiesen, verschiedenste Problemstellungen zu lösen – sei es in der Produktion, sei es bei gesellschaftlichen Themen, sei es in aussenpolitischen Gegebenheiten. Deswegen gehört es neben den Klassikern wie – Qualität, Konstanz, Zuverlässigkeit – auch zur Swissness, dass wir in diesen Bereichen international als positive Gesprächspartner akzeptiert werden.“

(Zweite kurze Denkpause)

„All das im Kopf müssen wir immer wieder den Mut neu entwickeln, anstehende Probleme – wie die unlängst vollzogene Abkoppelung des Franken vom Euro – als Chance zu sehen und die Vorteile darin herauszuarbeiten, um solche Probleme nachhaltig zu lösen. Swissness bedeutet auch, dass wir alle (!) in solchen Situationen besonders viel Einsatz zeigen, damit wir als Familie – die wir ja auch als Firma letztlich sind – zusammenbleiben können und solche Herausforderungen gemeinsam schaffen.“

Beim Betriebsrundgang ist zu spüren, dass „Familie“ als Synonym für die Firma bei Vogelsang nicht „Politiker-Sprech“ ist, sondern Realität. So fragte ihn ein Mitarbeitender mitfühlend, ob er die letzte Nacht durchschlafen konnte. Denn Bruno Vogelsang ist Anfang des Jahres Vater einer kleinen Tochter geworden, was natürlich jeder im Haus weiss.

... und Kaizen

Womit wir beim Thema „Kaizen“ sind, eine japanische Lebens- und Arbeitsphilosophie, in deren Zentrum die immerwährende Verbesserung durch schrittweise Perfektionierung steht. Wer den Geist der japanischen Teezeremonie, in der alle überflüssigen Bewegungen eliminiert sind, verstanden hat, weiss worum es beim Kaizen geht.

Bruno Vogelsang erklärt es so: „Wir konzentrieren uns darauf, bei den Arbeitsprozessen weder Zeit noch Arbeitskraft durch unnötige Wege zu verschwenden – oder dem Suchen nach den richtigen Werkzeugen, durch undurchsichtige Planungen und was es sonst noch alles an Überflüssigem gibt. Denn wir wollen ja nicht am Abend müde sein, weil wir Ware unnötig heben, suchen oder umstapeln mussten, sondern weil wir Wertschöpfung gemacht haben. DAS ist unser Ziel. Und das ist auch grundsätzlich der Sinn beim Einsatz von Maschinen: Arbeitserleichterung und Produktionsvergrösserung.“

Das hört sich alles logisch und einfach an – für den eigenen Haushalt. Aber bei komplexen Arbeitsabläufen in einer 160-Mann-Produktionsstätte verlangt das schon sehr viel mehr. Die Tochter „VERWO Service“ hat sich auf solche Optimierungen spezialisiert und managt damit auch die eigene Mutter. Womit solche Tochter-Mutter-Kooperationen dem Begriff „Familienbetrieb“ eine ganz neue Bedeutung geben.

Bruno Vogelsang war schon immer gut fürs Umdenken. 🍷

ILLUSTRATION: Florian Fischer





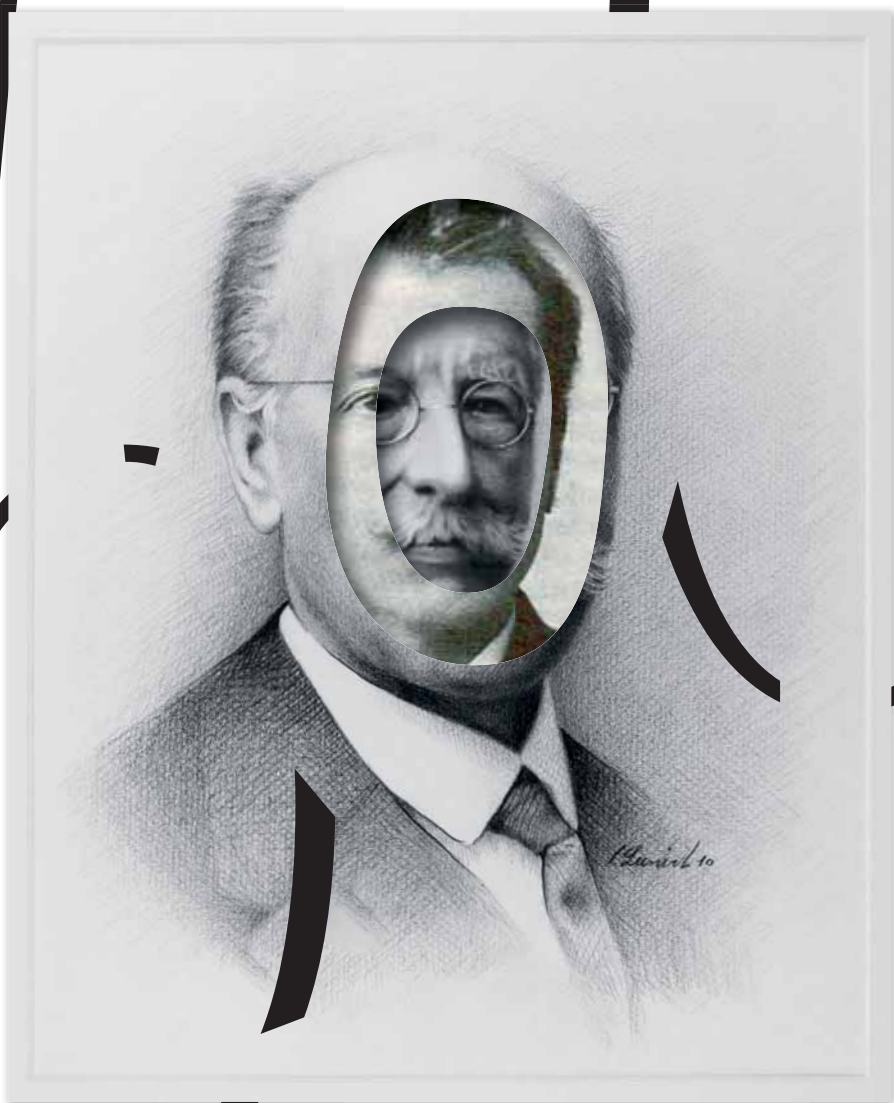
"Einfamilienhüüsli"

An aerial photograph of a picturesque Swiss village. In the foreground, a large, calm lake reflects the sky. The middle ground features rolling green hills with scattered houses and barns. In the background, a larger town is nestled at the foot of dark, forested mountains under a clear blue sky. The word "einsiedeln" is written in a white, cursive script across the center of the image, enclosed in a thin white rectangular border.

einsiedeln



*Blick über den Sihlsee
Richtung Einsiedeln
FOTO: Stefan Zürrer*



84

einsiedeln

87

JAHRE MEINRAD LIENERT

DER EINSIEDLER KARL HENSLER
HAT ZWEI BIOGRAPHIEN ÜBER
MEINRAD LIENERT GESCHRIEBEN.
UND DIESE ZEILEN ...

von Karl Hensler

Vor 150 Jahren wurde Meinrad Lienert in Einsiedeln geboren. Er gilt zu Recht als einer der Begründer der Schweizer Mundartdichtung. Bis vor wenigen Jahren war ein deutschschweizerisches Lesebuch ohne mindestens eine Geschichte oder Sage von ihm nicht denkbar.

Der Erfolg seiner Arbeit ist schnell erklärt: Seine Gedichte und Geschichten berühren uns Schwyzer und Schweizer. Nicht allein weil uns die handelnden Personen bekannt

sind, ihre Art zu denken und zu fühlen – und natürlich zu reden – vertraut sind. Nein, weil Meinrad Lienert stets den richtigen Ton trifft.

Wenn er zum Beispiel über „sein“ Einsiedeln schreibt, dann liest sich das so:

„Im ene Thal, e Ruz vom Zürisee ewäg,
zringelwiesum vo Höhene und Gütsche
igrahmet, mit Ruuse und Toble, ist
am ene Bärgbach, wo dä Holz- und
Steiwehre e Dräck drno gfrogt hät,
äs grosses Dorf gläge.“

(„S´Baeletüfeli“ aus dem
Prosaband „Flüehblüemli“)

PORTRÄT:
Christian Lienert;
ILLUSTRATION:
Florian Fischer



Da wird nichts verherrlicht, nichts geschönt oder zurechtgezapft. Da wird einfach gesagt, wie es ist. Und dennoch hört man etwas Liebevolleres, Wehmütiges und Herrliches durch. Denn hier spricht nicht der Dichter, sondern der Spielkamerad, der Leidensgenosse, ja hie und da erscheint er als schalkhafter Amor neben uns.

Wenn man ihn auf Fotografien oder Zeichnungen sieht, mag man nicht glauben, dass solche Zeilen von ihm stammen:

„Ich weiss auf der Welt keinen heimeligern, lauschigern Bergwinkel, als das Hochtal von Unteriberg. ... Eins hinausjauchzen muss ich in dieses grüne Hochtal. Ein hundertfältiges Echo wird euch antworten von der Hirschfluh, von der Guggerfluh, von allen Enden. ... Ich wette hundert gegen eins, dass das Jauchzen im Ybrig zuerst aufgekommen ist.“



Meinrad Lienert,
gemalt von Eugen
Gédéon Roth-Leutert
1898 - 1965,
Privatbesitz

Nein, das Jauchzen vermutet man auf den ersten Blick nicht, wenn man eine Abbildung von ihm sieht. Da sieht man den Rechtsgelehrten und Notar. Den sehr korrekten, seriösen Herrn in gestärktem Kragen mit feinrandiger Brille. Allein der leicht angezauste Bart lässt auf einen Zeitgenossen schliessen, der auch andere Seiten des Lebens kannte: die heiteren. Das ist auch kein Wunder, wenn man weiss, dass er in München und Heidelberg die Wissenschaft vom Recht studiert hat. Zwei Studienorte, die damals gerade bei angehenden Juristen Synonym für eine feuchtfröhliche Lernzeit waren. „Gaudeamus igitur“ eben.

Die Zeit in Zürich

Abschliessen wollte er sein Studium ganz seriös in Zürich, musste es jedoch abbrechen, weil sein Vater – seines Zeichens Notar, Gemeinde- und Gerichtsschreiber sowie Kantonsrat – ihn in seiner Amtsstube als Hilfe benötigte. Vielleicht stammt seine Liebe für den „chnistblauen“ Zürichsee aus dieser Zeit.

In einem der ersten Feuilletons für die „Zürcher Zeitung“ hängte er an die Geschichte „Dr Juzlieni am Quaifäsch“ ein Gedicht, das genau damit begann:

„Do d’Züri, do d’Züri am chnistblauä See,
Do rusched die Wälle wie luter Juhe.
Si ruschet und schmützled mit lisligem Wort,
As hättet’s äs Freudli am herrlichä Port.“

Aus solchen Feuilletonbeiträgen entstand eine lebenslange Zusammenarbeit mit der „Neuen Zürcher Zeitung“. Die schrieb in ihrem Nachruf am 27. Dezember 1933, einen Tag nach Lienerts Tod, über ihn:

„In Meinrad Lienert verliert das Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung seinen ältesten und treuesten Mitarbeiter. Seit vierzig Jahren schüttete er das Füllhorn seines Humors und seines soliden Lachens aus. Ein so schöpferischer Spieler auf dem Instrument der Mundart ist auch wie zu erwarten war, ein getreuer Eckart des Schweizerischen Idiotikons geworden.“

Wer hätte nicht gerne einen solchen Nachruf in diesem Blatt. Zumal die Redaktion, wie so oft, absolut richtig lag. Denn ebenso viele Jahre wie Lienert für die NZZ das Feuilleton mitgestaltete, war er auch Mitforscher und Mitarbeiter des Schweizerischen Idiotikons, dem inzwischen auf sechzehn Bände angewachsenen Dialekt-Nachschlagewerk.

Dass der Dichter etwas mehr als zwanzig Jahre in Zürich gelebt hat, ist hier und da bekannt. Weniger publik dürfte sein, dass er über dreissig Jahre im renommierten „Lesezirkel Hottingen“ aktiv war. Ein unscheinbarer Name für einen Kreis, in dem sich erlauchte literarische Prominenz traf – Karl Kraus, Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Hermann Hesse, C. G. Jung. Für Lienert war das eine willkommene Gelegenheit, unter Schriftstellerfreunden wirken zu dürfen.

Der Mittler


Lienert war bei aller Heiterkeit seiner Gedanken immer auch ein Mittler zwischen dem Sagenhaften und der Gegenwart.

Es gibt bei Meinrad Lienert Werke – wie „Schweizer Sagen und Heldengeschichten“ oder „Erzählungen aus der Schweizergeschichte“ – in denen er den erforschten Begebenheiten folgt. Er tut dies in einer Weise, dass es für die Jugend ein leichtes ist, die Geschichten zu verstehen. In anderen Werken greift er sich sogar nur eine geschichtliche Begebenheit heraus und erlaubt sich, sie aufs Herrlichste zur unterhaltsamen Erzählung auszuweiten. „Der Pfeiferkönig“, aus der Zürcher Geschichte, ist ein solches Beispiel. Oder das „Hochmutsnärrchen“, in welchem er den Franzoseneinfall in Einsiedeln schildert.

Was oft ob der jauchzenden – ja zeitweise lieb schmeichelnden – Verse zu wenig beachtet wird, sind die leisen Töne, die er für diejenigen übrig hatte, denen es nicht so gut ging. Der seinerzeitige „Eidgenössische Denkmalfleger“ Linus Birchler beschrieb diesen Aspekt im Werke Lienerts 1934 so:

„Wohl kennt auch Meinrad Lienert Leid und Unrecht, Haltlose und Schwache. Aber er sucht auch im Abseitigen das Menschliche zu sehen, im Vagabunden, im Verwahrlosten, im alten Schnapsludi. Er will nicht verurteilen, sondern zum Verstehen anleiten, indem er auch Entgleiste und Schwache einfühlsam dem Empfinden des Lesers nahebringt.“



 **WER MEHR AUS DER FEDER VON KARL HENSLE ÜBER MEINRAD LIENERT LESEN WILL:**

Band Eins der Biographie: „Üsere Dichter Meinrad Lienert“

Es befasst sich mit der Geschichte des Dichters und seinem literarischen Weg.

Band 2: „Meinrad Lienert 1865 – 1933“

Es versucht anhand von Werkbetrachtungen die Stoffsuche, Schreibweise und Verwirklichung des Dichters aufzuzeigen. Kombiniert Meinungen und Ansichten von Kollegen, der Presse und seinen Lesern.

Beide Werke sind erhältlich bei:

Waldinkverlag

Postfach 506

8840 Einsiedeln

Ein liebenswerter Zug, den nur ein Geist ausdrücken kann, der auch über sich selbst reflektiert. Nachzulesen im „Schwäbelpfyfli III“ – und das richtige Schlusswort für diesen kleinen Artikel über einen grossen Einsiedler, Schwyzer und Schweizer:

My Seel cha wien äs Wiegli sy,
Wo 's Göifli nu dri briegged,
Cha sy wie's Chünge Herrehus,
Und wien ä wüesti ruchi Ruus,
Wo d'Tschätterbäch versared.

Und wien äs Chämerli, wo's dri
Eis jutzt se langs mag tage.
Und wien äs Beihus, wo nu spot
Sys Bogetöirli offe stoht,
Und lost i d'Ebigkeite.



HAUPTSPONSOREN



SPONSOREN



Mattig-Suter und Partner Schwyz Treuhand- und Revisionsgesellschaft



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | ADVISE TREUHAND AG · Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ELEKTRIZITÄTSWERK SCHWYZ AG · Schwyz | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH-HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | SCHILLIGER HOLZ AG · Küssnacht, Perlen, Volgselheim | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | THERMOPLAN · Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |

Hier bekommen sie das Y Mag – gratis –

SCHWYZ

KANTONALE VERWALTUNG SCHWYZ
Bahnhofstr. 15
6431 Schwyz

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1
6436 Ried-Muotathal

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 28
6431 Schwyz

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm
6436 Muotathal

GABRIELE BATLOGG,
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof
6430 Schwyz

RESTAURANT ADELBODEN
Schlagstrasse
6422 Steinen

RESTAURANT KAISERSTOCK
Kapellmatt 1
6452 Riemenstalden

AESKULAP KLINIK, Empfang
Gersauerstrasse 8
6440 Brunnen

PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE
Zaystr. 42
6410 Goldau

TIERPARK GOLDAU
Parkstr.40
6410 Goldau

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstr. 13
6438 Ibach

CONVISA AG
Herrengasse 14
6431 Schwyz

VICTORINOX AG
Schmiedgasse 57
6438 Ibach

GASTHAUS PLUSPUNKT
Rosengartenstr. 23
6440 Brunnen

BSS ARCHITEKTEN AG SCHWYZ
Palais Friedberg
Herrengasse 41
6430 Schwyz

HAUG CAFÉ
Postplatz 4
6430 Schwyz

NEU

KANTONSBIBLIOTHEK SCHWYZ
Rickenbachstr. 24
6431 Schwyz

NEU

SCHWYZ TOURISMUS
Zeughausstrasse 10
6430 Schwyz

MARCH

DR.WYRSCH
Gässlistr. 17
8856 Tuggen

GUTENBERG DRUCK AG
Im Sagenriet 7
8853 Lachen

MEDIOTHEK LACHEN
Seestrasse 20
8853 Lachen

SPIEL- UND LÄSELADE LACHEN
Kreuzplatz 6
8853 Lachen

HÖFE

ZUM ADLER HURDEN
Hurdnerstr. 143
8640 Hurden

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 3
8808 Pfäffikon

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3
8808 Pfäffikon

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstr. 14
8808 Pfäffikon

PANORAMA RESORT & SPA
Schönfeldstr.
8835 Feusisberg

CONVISA AG
Eichenstr. 2
8808 Pfäffikon

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstr. 3
8808 Pfäffikon

KÜSSNACHT

THEATER DUO FISCHBACH
Kelmattstr. 22
6403 Küssnacht

KOST HOLZBAU
Industrie Fänn Ost
6403 Küssnacht am Rigi

KÜSSNACHTER DORFKÄSEREI
Greppenstr. 57
6403 Küssnacht

GERSAU

SCHULHAUS SUNNÄFANG
Schulhausplatz 10
6442 Gersau

KULTURWERK.CH
Altes Rathaus
6442 Gersau

EINSIEDELN

KLOSTERLADEN
KLOSTER EINSIEDELN
8840 Einsiedeln

BÜRGI BUREHOF
Euthalerstr. 29
8844 Euthal

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78
8840 Einsiedeln

EINSIEDLER TOURISMUS
Hauptstrasse 85
8840 Einsiedeln

BENZIGER BUCHHANDLUNG
Klosterplatz
8840 Einsiedeln

DARÜBER HINAUS

An allen Filialen der
SCHWYZER KANTONALBANK

THERMOPLAN AG
Röhrlistrasse 22
6353 Weggis

ADVISE TREUHAND AG
Seestrasse 409
8706 Meilen





*the
region
of*